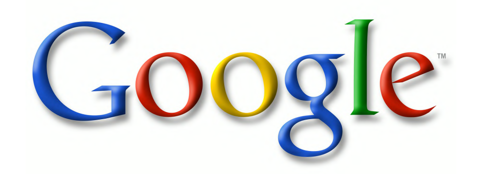
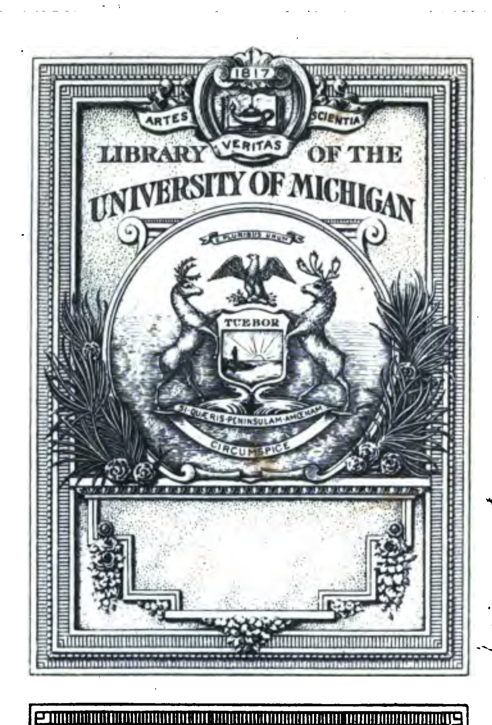
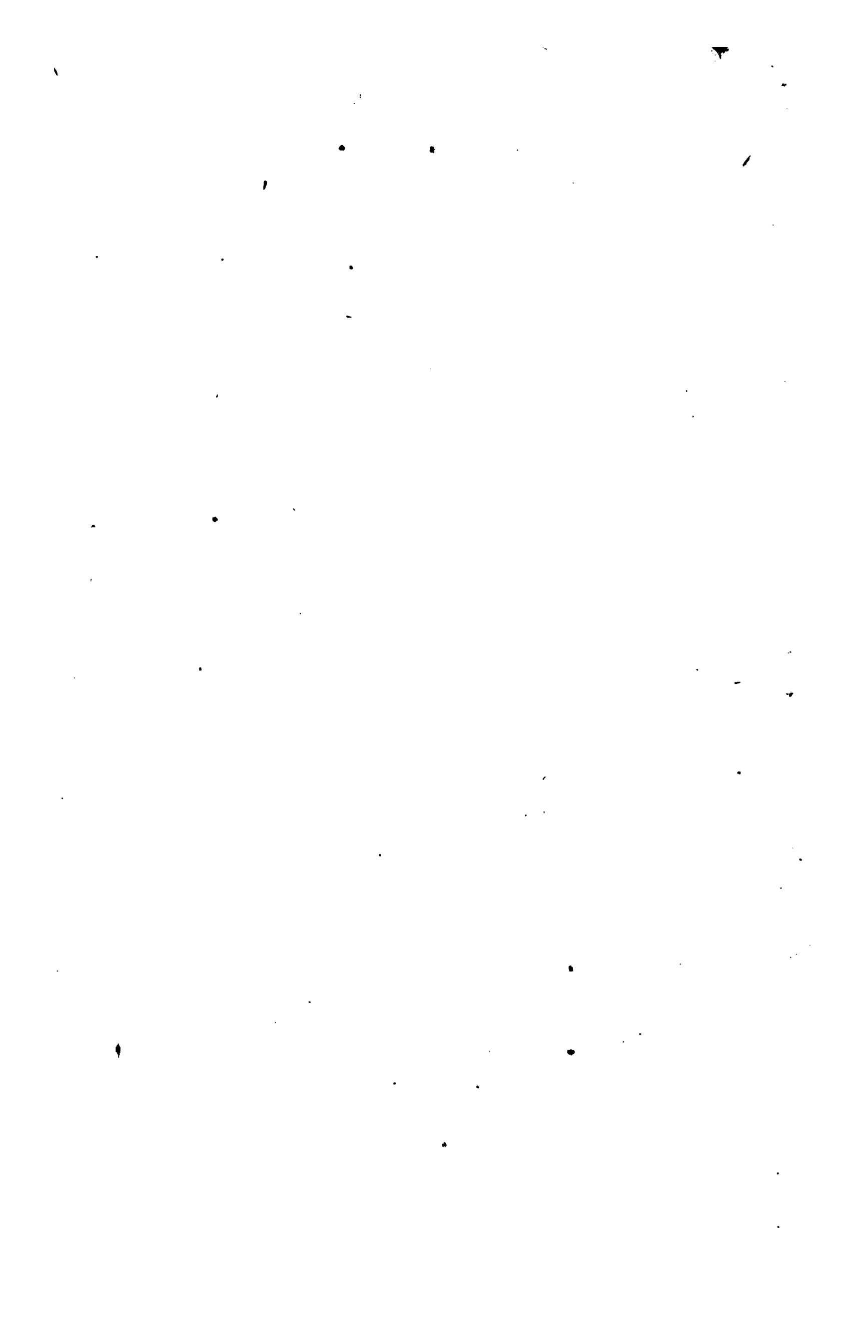
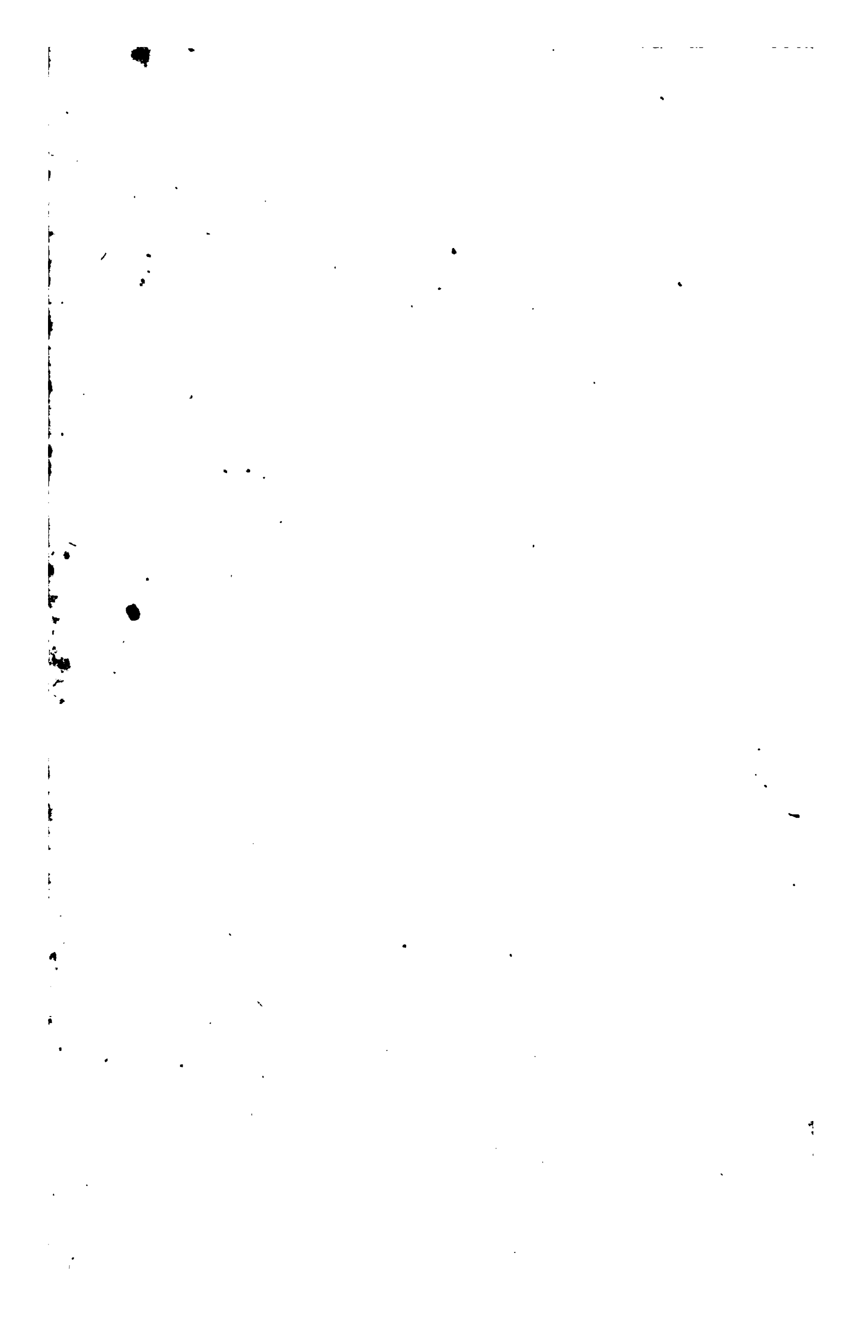



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE







Otto von Wittelsbach.

Chr. Buck

Konrad von der Eiche,

oder:

Der treue Ritter.

Eine historische Erzählung

aus der Zeit der Besteigung des bayerischen Thrones durch die Wittelsbacher.

Von

Franz Maria Brug.

Mit vier Illustrationen.
Zeichnung von Toni Muttenthaler.
Holzschnitt von Jos. Lechner.

Viertes Bändchen
der „Lebensbilder aus der Geschichte Bayerns und seiner Fürsten."

Augsburg 1854.
Verlag der B. Schmid'schen Buchhandlung.
F. C. Kremer.

Druck der F. C. Kremer'schen Buchdruckerei in Augsburg.

Vorwort.

Der wichtigste Zeit-Abschnitt in der bayerischen Geschichte ist gewiß jener, der den erlauchten Stamm der Wittelsbacher, einen Stamm, edel an Geschlecht und That, den Thron des Volkes der Bayern besteigen sah, — der wichtigste, da von ihm an bis auf den heutigen Tag, in einem Zeitraum von nahe an acht Jahrhunderten also, dieses edle Fürstengeschlecht in ununterbrochener Reihe diesen Thron ziert, der sich im Laufe der Zeiten vom herzoglichen zu jenem königlichen wieder erhoben hat, der er schon in früherer Zeit gewesen war. Wie viel Segen die ruhmvolle Herrschaft des erlauchten Hauses der Wittelsbacher in dieser langen Zeit über das bayerische Volk verbreitet, und welche Treue dieses seinen Fürsten stets erwiesen — das steht mit unauslöschlichen Zügen in den Büchern der Geschichte eingegraben. Welches Fürstenhaus und welcher Völkerstamm haben auch eine so weit zurückreichende Geschichte aufzuweisen, als das Fürstenhaus Wittels-

bach und das Volk der Bayern? Welche Geschichte ist reicher an großen Thaten, welche zählt Begebenheiten, wichtiger in welthistorischer Bedeutung, als sie?

Den Anfang dieses Zeit-Abschnittes, die großen Thaten Otto's von Wittelsbach und die Begebenheiten seiner bewegten Zeit, mit historischer Treue im Gewande einer für die Jugend und das Volk geeigneten Erzählung zu schildern, ist die Aufgabe dieses vierten Bändchens der „Lebensbilder aus der Geschichte Bayerns und seiner Fürsten," welche der Verfasser zu lösen versucht hat. Möge es ihm gelungen seyn, dem herrlichen vaterländischen Bilde einen seiner würdigen Rahmen gegeben und überhaupt für seinen Theil den gemeinnützigen Zweck erreicht zu haben, den zu erreichen sich diese „Lebensbilder" vorgesetzt haben.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Das Findelkind.

Es war an einem freundlichen Oktobermorgen des Jahres 1137, als sich die Thore der Burg Wittelsbach, des Sitzes des erlauchten Hauses der Wittelsbacher*), öffneten, die Zugbrücke niederrasselte, und ein zahlreicher Jagdzug erschien, welcher die Anhöhe herab dem nahe gelegenen Walde zuritt. An der Spitze des Zuges, der aus vielen Rittern, Knappen und andern Dienern bestand, welche das zu einer Jagd in damaliger Zeit nöthige Geräthe oder an einander gekoppelte Hunde mit sich führten, ritt ein junger Mann, dessen hohe kräftige Gestalt auf ein Alter von 18 Jahren schließen ließ, obwohl er in Wirklichkeit erst 15 zählte. Auf seiner hohen Stirne stand der Adel des Geschlechtes geschrieben, aus dem er entsprossen war, und die feurigen Blicke, die er kühn, ja verwegen um sich warf, beurkundeten den Muth, der aus dem Blute seiner erlauchten Ahnen in das seinige übergegangen war.

---

*) Der ursprüngliche Name hieß nach Aventin „Witeleinesbach“ und nach Arnpeckh „Witilspach.“

Der junge Mann trug die Kleidung, wie sie damals von den Edlen auf der Jagd getragen zu werden pflegte: eng anschließende hirschlederne Beinkleider, und ein gleiches Koller, beide mit Buffen von blau und weißer Seide geschmückt; sein Kopf war mit einem Barette von schwarzem Sammt bedeckt, auf welchem blau und weiße Federn wallten; auf den stolz erhobenen Nacken floß eine Fülle von braunen Locken nieder, und über der Schulter trug er ein Wehrgehänge, an welchem ein Schwert hing, auf das der Jüngling bisweilen mit Stolz herabblickte, als sey er sich des edlen Gebrauches bewußt, den er einst von demselben zu machen Gelegenheit haben werde. Der spanische Hengst, den er ritt, schien zu wissen, welch' edle Last er trage; ungeduldig des Zügels, den sein Reiter mit starker Faust führte, bäumte er sich und wollte sich nicht zurückhalten lassen; und doch war er dem Reiter wieder zu ruhig, und dieser stieß ihm die Sporen zwischen die Rippen, daß das edle Thier, sein Gebiß mit Schaum bedeckend, einen Sprung machte und das Weite zu gewinnen suchte.

Der junge Reiter war Otto, des Pfalzgrafen Otto IV. von Wittelsbach Sohn, welcher dreiundvierzig Jahre später, der erste aus dem Stamme der Wittelsbacher, den bayerischen Herzogsthron bestieg.

Nachdem der Zug etwa eine halbe Stunde weit in den Wald geritten war, wurden die Hunde losgekoppelt und die Jagd hatte ihren Fortgang. Meh-

rere Thiere waren erlegt worden, und man traf bereits Vorbereitungen, ins Schloß zurückzukehren, als einige Knappen unter einer Eiche, die unfern der Stelle stand, wo sich heut zu Tage die Stadt Aichach erhebt, einen etwa dreijährigen Knaben sitzen fanden, der, aus seiner Kleidung zu schließen, Eltern edlen Standes angehörte. Er brach bei dem Anblicke der fremden Männer in heftiges Weinen aus und beantwortete alle Fragen, die jene an ihn stellten, mit dem Ausrufe: „Führt Konrad zu seiner Jutta!"

Die Knappen führten den Knaben zu ihrem Herrn, der eben auf einer Wiesenfläche mit seiner ritterlichen Gesellschaft einen Imbiß einnahm. Der junge Graf Otto war nicht weniger über die Erscheinung des Kindes in dieser wilden Gegend verwundert; er gab ihm etwas Speise und einige Tropfen Wein zu genießen, die der Knabe begierig genoß; als er ihn aber fragte, wer seine Eltern wären und wie er hieher gekommen sey, erwiderte er nur die Worte: „Führt Konrad zu seiner Jutta!"

„Zu deiner Jutta kann ich dich nun wohl nicht führen", sagte Graf Otto, indem er das liebliche Kind liebkoste, „aber doch zu einer andern Frau, welche dich deine Jutta nicht vermissen lassen wird. — Meine gute Mutter," — fuhr er hierauf, zu einem der Ritter gewendet, fort, „wird sich wundern, daß ich unsere Familie mit einem kleinen Fremdlinge vermehre; doch ihr Herz ist sanft und fromm, und sie wird seine Mutter seyn, während ich Vaterstelle an

ihm vertreten will. Ihr lächelt, Ritter, über den Vater; doch glaubt mir, ich werde die Pflichten eines solchen bei dem Kleinen würdig zu erfüllen wissen, wenn wider Erwarten die Eltern desselben nicht aufgefunden werden sollten."

Hierauf fragte er den Knaben, den er auf die Kniee genommen hatte, mit einschmeichelnder Stimme: „Man nennt dich wohl Konrad?"

Das Kind nickte mit dem Kopfe.

„Nun, Konrad," fuhr Graf Otto fort, „willst du mich zum Vater haben?"

Der Kleine, durch die Freundlichkeit Otto's zutraulicher geworden, brachte ein schüchternes „Ja!" hervor, indem er mit dem glänzenden Wehrgehänge spielte, an welchem Otto sein Schwert trug.

Ein Knappe nahm den kleinen Konrad vor sich aufs Pferd und der Jagdzug kehrte in das Schloß zurück.

Helika, eine Tochter des Grafen Friedrich von Veltheim-Lengenfeld, Gemahlin des Pfalzgrafen Otto IV., Pfalzgrafen von Wittelsbach, und des jungen Otto Mutter, war eine der edelsten Frauen ihrer Zeit: Frömmigkeit, diese reiche Quelle aller Tugenden, wurzelte tief in ihrem Herzen; eine milde Herrin ihren Untergebenen, verbreitete sie Segen ringsum, so weit ihre Macht reichte, und sie war in der ganzen Gegend unter dem Namen der „guten Pfalzgräfin" bekannt. Welcher muthvollen Aufopferung ihre christliche Seele fähig war, erhellt aus folgender Geschichte, welche ein alter Chronikschreiber erzählt.

In der Gegend um Wittelsbach herrschte eine ansteckende Krankheit, welche viele Menschen hinraffte. Eine würdige Vorgängerin der heiligen Elisabeth bestieg die edle Pfalzgräfin ihren Zelter, und besuchte, von einem Diener begleitet, welcher ein mit Lebensmitteln und Arzneien beladenes Saumroß führte, die Hütten der Armuth und des Elendes in einem weiten Umkreise, tröstete die armen Kranken und half ihren körperlichen Bedürfnissen ab, ohne vor dem oft unfläthigen Aufenthaltsorte der Kranken oder selbst vor dem unmittelbaren Berühren derselben Abscheu zu nehmen. Doch damit begnügte sich die christliche Liebe der edlen Frau nicht, sondern sie verschaffte den Kranken und Sterbenden auch geistige Hilfe. Meistens ließ sie sich von dem Geistlichen begleiten, welcher die gottesdienstlichen Handlungen auf dem Schlosse Wittelsbach verrichtete und die religiöse und wissenschaftliche Erziehung der Kinder des Pfalzgrafen leitete. Der fromme Pater brachte in die Hütten der Kranken den Trost unserer heiligen Religion; er hörte ihre Beichte und spendete den Sterbenden die heiligen Sakramente. So erwarb sich die Pfalzgräfin Helika nicht allein um die Körper, sondern auch um die Seelen ihrer Unterthanen die größten Verdienste.

Doch einer so großen Anstrengung mußte die zarte Gesundheit der edlen Frau selbst erliegen. Sie wurde von der nämlichen Krankheit ergriffen, deren Fortgang sie in einem so weiten Kreise Schranken zu setzen mit so großem christlichen Eifer bestrebt

gewesen war. Ihrem ausdrücklichen Willen gemäß mußte man sie, als sie die ersten Spuren der Krankheit empfand, in das entlegenste Gemach des Schlosses bringen und da ihr Krankenlager aufschlagen. Dieses Gemach durften nur der Geistliche des Schlosses, zugleich ihr Arzt, und zwei von ihr eigens dazu bestimmte Dienerinnen betreten. Allen übrigen Bewohnern des Schlosses, selbst ihrem Gemahle und ihren Kindern, war der Zutritt in das Zimmer der Kranken verwehrt. Diese Anordnung hatte die edle Pfalzgräfin getroffen, damit die ansteckende Krankheit, von der sie sich befallen fühlte, nicht auch im Schlosse verbreitet werde und vielleicht gar ihren Gemahl oder ihre Söhne ergreife.

Mehrere Wochen lang schwebte die Pfalzgräfin in höchster Gefahr, aber endlich genaß sie zur größten Freude der Ihrigen und aller ihrer Untergebenen. Gewiß ist das heiße Gebet, welches aus den Hütten der Armuth und des Unglücks für die Erhaltung der edlen Wohlthäterin zum Himmel aufstieg, von Gott nicht unerhört geblieben und hat der Pfalzgräfin die göttliche Hilfe gewonnen.

Daß eine Frau, von solchen Grundsätzen der Frömmigkeit und Mildthätigkeit erfüllt, auch ihre Kinder in gleichem Geiste erziehen werde, war zu erwarten. Sie hatte zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte beginnt, außer Otto noch zwei jüngere Söhne, nämlich Konrad, welcher im Jahre 1200 als Erzbischof von Mainz gestorben ist, und Friedrich, der Bärtling genannt; dann eine Tochter, mit

Namen Justitia, welche mit Otto, Graf von Wolfrathshausen, vermählt worden seyn soll. Später gebar sie noch Otto den Jüngeren, der, nachdem sein Bruder Otto, der Aeltere, den herzoglichen Thron von Bayern erhalten hatte, als Otto VI. Pfalzgraf von Wittelsbach wurde, und Adelheid, welche mit Otto II., Landgraf von Stephaning, vermählt worden ist. Helika prägte ihren Kindern schon von dem zartesten Alter an jenen Geist der Liebe zu Gott und ihren Mitmenschen ein, welcher der schönste Schmuck des Fürsten auf dem Throne sowohl wie des Bettlers in der Hütte ist und Beiden gleiche Berechtigung zu der Krone der ewigen Seligkeit verleiht.

Zu dieser seiner frommen Mutter trat nun Otto, den gefundenen Knaben an der Hand. „Sehet, liebe Mutter," sagte er, „dieses Kind sendet Euch der liebe Gott; er schickt es Euch durch mich, der ich es einsam und von aller Welt verlassen im Walde gefunden habe; seyd seine liebende Mutter, wie Ihr die meinige seyd, und erziehet es in Euerer frommen Weise, bis ich, der ich bis dahin ein Mann werde geworden seyn, die Stelle eines Vaters an ihm vertreten kann, der ich ihm zu seyn gelobt habe."

Nachdem Otto seiner Mutter erzählt hatte, wie der Knabe gefunden worden sey, hob die Fürstin diesen zu sich auf den Schoos und richtete freundliche Worte an ihn. Doch auch ihr gelang es nicht, mehr von dem Kinde zu erfahren, als daß es Konrad heiße, mit Vater Hugo und seiner Jutta, welche

wahrscheinlich die Amme des Knaben war, eine weite Reise gemacht habe und unter dem großen Baume im Walde aufgewacht sey, ohne daß es jedoch wisse, was aus Jutta geworden war. Diese spärliche Auskunft erhielt Helika nach vielen an den Knaben gestellten Fragen, und es wurde beschlossen, sorgfältige Nachforschungen über die Eltern des Kindes anzustellen, dieses aber, bis jene zu irgend einem Ziele führen würden, im Schlosse zu behalten und ihm, da es, aus seiner Kleidung zu schließen, von adeligen Eltern abzustammen schien, eine entsprechende Erziehung zu geben. Als man den Knaben entkleidete, fand man unter der Krause, die seinen Hals bedeckte, eine feine goldene Kette, an welcher eine gleichfalls goldene Denkmünze mit dem Bildnisse eines Ritters hing. Helika fragte den Knaben, wer der Mann auf der Denkmünze wäre, und dieser antwortete mit kindlichem Lächeln: „Vater Hugo."

Näheres über diesen Vater Hugo war von dem Knaben nicht zu erfragen, und Helika und ihr Sohn Otto überließen es der Vorsehung, ob sie für gut finden werde, in kürzerer oder längerer Zeit den Schleier zu heben, welcher die Herkunft des Knaben bedeckte, hielten es aber für ihre Pflicht, wenn die Eltern desselben dereinst zum Vorschein kommen sollten, ihnen das von Gott anvertraute Gut, das sie rein und unentweiht von Sünde und Laster von ihm erhalten, eben so rein und unentweiht wieder zurückzugeben.

Zweites Kapitel.

Die Fehde mit dem Bischofe von Freysing und deren Folgen.

Wir übergehen einen Zeitraum von dreizehn Jahren. Der sorgfältigsten Nachforschungen ungeachtet, wie sie nur immer in jener Zeit angestellt werden konnten, war über Konrad's Herkunft und wie er unter die Eiche bei Wittelsbach gekommen, nichts entdeckt worden, und sein Beschützer gab dem Knaben den Namen von dem Baume, unter welchem er gefunden worden war, den Namen: Konrad von der Eiche. Die Pfalzgräfin Helika und ihr Sohn Otto ließen ihm, treu dem gefaßten Entschlusse, die Seele des Kindes rein zu erhalten von jedem verderblichen Einflusse, eine Erziehung geben, wie sie in jener Zeit Edelgeborene erhielten; diese Erziehung wurde aber auf religiöse Grundsätze gebaut, welche der im Schlosse anwesende Geistliche in dem weichen Gemüthe Konrads so sehr als möglich zu befestigen suchte. Die guten Früchte des ausgestreuten Samens bliebyn auch nicht aus. Konrad wurde ein frommes, folgsames und gelehriges Kind, welches der Pfalzgräfin und seinem Beschützer Otto alle Wohlthaten, die sie ihm erwiesen, durch Liebe und treue Anhänglichkeit vergalt. Als der Knabe endlich zum Jünglinge heranzureifen begann, da ließ ihn Otto lehren ein Roß tummeln und ein Schwert führen, und Konrad zeigte bald in allen körperlichen Uebungen, die damals einen Hauptheil der Erziehung eines Ritters bildeten, eine Gewandtheit,

welche bei einem Jünglinge so zarten Alters und Körperbaues eine seltene Erscheinung war.

Otto selbst reifte während dieser Zeit zum vollkommenen Manne heran: mit einer hohen, Ehrfurcht gebietenden Gestalt vereinigte er eine Stärke des Körpers und eine Kraft des Geistes, welche ihn befähigten, den hohen Absichten, welche die Vorsehung durch ihn in Erfüllung bringen wollte, auf die vollkommenste Weise zu entsprechen.

Wir sind im Gange unserer Geschichte nun an einem Zeitabschnitte angelangt, welcher Begebenheiten mit sich führte, die auf die ganze Zukunft des Pfalzgrafen Otto V. von Wittelsbach vom wichtigsten Einflusse waren, und die, wenn sie gleich von menschlichem Gesichtspunkte aus betrachtet anfangs als eine dem Hause Wittelsbach widerfahrene Demüthigung erscheinen mußten, doch später dazu dienten, das erlauchte Geschlecht der Wittelsbacher auf eine der höchsten Stufen von Glanz und Größe zu erheben.

Die Pfalzgrafen von Wittelsbach waren die Schutzherren des Bisthumes Freysing; sie hatten als solche die Besitzungen des Bischofs gegen jeden feindlichen Angriff zu beschützen und sich dieser Pflicht bisher immer mit aller Treue und dem günstigsten Erfolge unterzogen. Dafür besaßen sie außer mehreren anderen Gerechtsamen besonders auch die, über die Dienstmannen des Hochstifts Gerichtsbarkeit zu führen. Es mag wohl geschehen seyn, daß Jene, die zur Ausübung dieser Gerichts-

barkeit von den Pfalzgrafen beauftragt waren, darin die vorgezeichnete Grenze überschritten, genug, der Bischof Otto von Freising, ein Halbbruder Kaiser Konrad's III., hatte durch die Huld des Reichsoberherrn für sein Bisthum große Freiheiten erlangt: seinem Hofe allein Münzrecht, seiner Stadt allein im Sprengel Marktfreiheit, und besonders seinen Dienstmannen volle Gleichheit mit den Dienstmannen des Reichs, also, daß selbst der Schirmvogt des Hochstifts keine Gerichtsbarkeit über sie führen sollte. Pfalzgraf Otto IV. von Wittelsbach, welcher mit diesen Rechten auch einen großen Theil seiner Einkünfte verlieren sollte, widersetzte sich der Ausführung dieser Maßregeln, und da sein Widerspruch bei dem Bischofe nicht Gehör fand, so suchte er sich mit Gewalt im Besitze seiner Rechte zu behaupten. Bischof Otto wendete sich nun an den Kaiser Konrad III.; dieser sprach sich zu Gunsten des Bischofs aus und verbot dem Pfalzgrafen, eigenmächtig gegen den Bischof zu verfahren.

Pfalzgraf Otto IV., welcher damals in seinem Schlosse Kelheim Hof hielt, unterwarf sich dem kaiserlichen Spruche; dessen Söhne aber, und an ihrer Spitze der älteste derselben, der feurige Otto, hielten sich durch den für den Vater gegebenen Kaiserspruch nicht gebunden: sie wollten den Vorrechten ihrer Familie nichts entziehen lassen, griffen zu den Waffen und bekriegten den Bischof in seinem Gebiete.

Konrad von der Eiche begann in diesem

Zuge seine kriegerische Laufbahn und legte, wenn gleich erst sechzehn Jahre alt, dabei so vollwichtige Proben seines Muthes und seiner Tapferkeit ab, daß er die Gunst seines Beschützers, welcher, wie alle seine Zeitgenossen, den Werth eines Mannes zum größern Theile in die Stärke seines Armes und in die Furchtlosigkeit seines Herzens setzte, in einem noch höheren Grade errang, als er sie bisher schon besessen. Otto wählte ihn auch zu seinem stäten Begleiter und ließ ihn niemals von seiner Seite, weder im Zelte, noch im dichten Kampfgewühle, so daß man sie dort im traulichen Gespräche und hier mit gezogenen Schwertern, stets Einen an des Anderen Seite, erblickte.

Doch der Kampf währte nicht lange: der Kaiser wollte seinen zu Gunsten des Bischofs von Freysing erlassenen Spruch aufrecht erhalten; er zog mit Heeresmacht gegen die Wittelsbacher aus, und diese mußten sich in ihre Burg Kelheim zurückziehen, welche nun von dem kaiserlichen Heere umzingelt wurde, während Kaiser Konrad auf dem Landtage zu Regensburg gegen den greisen Pfalzgrafen, weil er das Beginnen seiner Söhne geduldet, die Reichsacht aussprach.

Eine Berathung zwischen Vater und Söhnen fand statt, und ersterer rieth zur unbedingten Unterwerfung unter den Willen des Kaisers; aber da ergriff Otto der Aeltere das Wort und rief, voll feurigen Muthes an sein Schwert schlagend, aus:

„Noch niemals hat ein Wittelsbacher den

Kampf vermieden, wenn es galt, sein gutes Recht zu vertheidigen; der Kaiser will unsere althergebrachten Rechte schmälern; er wirft uns damit den Fehdehandschuh hin, — sollen wir säumen, ihn aufzunehmen? Mit aller Ehrfurcht vor Euerer Meinung, mein Vater, glaube ich doch, daß wir dem Angriffe Widerstand, den Waffen des Kaisers die unsrigen entgegensetzen sollen."

„Ja, das wollen wir!" riefen Otto's Brüder voll Feuer und Kampflust, und der greise Vater, den das Alter bedächtig und zweifelnd im Entschlusse gemacht hatte, ergab sich, wiewohl mit bedenklichem Kopfschütteln, dem Willen seiner Söhne, indem er Otto, als dem Aelteren, die Leitung der Vertheidigung gegen die kaiserliche Macht übertrug.

Zwar war die Burg wohl bewehrt, und es mangelte nicht an Mundvorräthen für längere Zeit; aber des Kaisers Entschluß, die hartnäckigen Wittelsbacher, wie er sie nannte, zur Unterwerfung zu zwingen, war zu fest, und die Heeresmacht, mit der er seinen Willen durchzusetzen entschlossen war, im Verhältnisse zu jener der Wittelsbacher zu groß, als daß diese hätten hoffen dürfen, den ungleichen Kampf lange bestehen und zu einem glücklichen Ende führen zu können; aber sie hielten es im ritterlichen Geiste jener Zeit eines tapfern Geschlechtes für unwerth, sich in vermeintlich gerechter Sache einem fremden Willen ohne Widerstand zu ergeben.

Dieser Widerstand wurde denn auch ein sehr hartnäckiger: immer mehr füllten sich die Hallen

der Burg Kelheim mit den lehnspflichtigen Rittern und Dienstmannen der Wittelsbacher, aber in immer engerem Kreise umschloß auch die kaiserliche Macht die Burg; täglich fanden Angriffe von Seite der Belagerer, täglich Ausfälle von Seite der Belagerten statt, und alle diese Kämpfe wurden mit einer Tapferkeit gekämpft, welche auf beiden Seiten viele blutige Opfer kostete.

In einer düstern Regennacht stand Otto mit Konrad von der Eiche auf dem Wartthurme, von dem aus er die ganze Stellung der Feinde überschauen konnte, und blickte forschend in die Gegend hinaus. Nach langem Sinnen sagte er mit gemäßigter Stimme zu Konrad:

„Sieh' dort hinaus, Konrad; da wo die Altmühl die kleine Biegung macht, scheint die schwächste Stelle des Kreises zu seyn, in welchem die Feinde uns eingeschlossen haben; ein paar Dutzend tapfere Schwerter könnten ihnen da großen Schaden zufügen; kühn ist die Unternehmung, aber kühn müssen wir seyn, um widerstehen zu können, und darum werde sie gewagt! Ich selbst will mich an die Spitze stellen, — du begleitest mich doch?"

Voll Kampflust antwortete der Jüngling:

„Wie möget Ihr fragen, Otto, ob ich an Euerer Seite kämpfen will? Hab ich mir doch noch die Sporen und ein Wappen zu verdienen. Aber räumt mir eine Stelle im Kampfe ein, wo ich Gelegenheit dazu haben werde; laßt mich Euch zur Seite stehen, und diese Gelegenheit wird nicht fehlen."

Otto, in Gedanken seinen Plan überlegend, nickte zusagend mit dem Kopfe, und Beide verließen schnell die Warte.

Kaum eine Stunde später verließ eine Schaar Ritter und Knappen zu Fuß durch ein niederes Pförtchen die Burg und wandte sich in einem weiten Bogen der Altmühl zu. Der Boden, den die kühnen Krieger betraten, bot so viele Hindernisse für eine kriegerische Unternehmung dar, daß diese Gegend nur von wenigen feindlichen Wachen besetzt war. Diese wurden niedergestoßen, die Schaar überwand mit großer Anstrengung zwar, aber geräuschlos alle Hindernisse, die sie auf ihrem Wege fand, und erreichte glücklich die Stelle, wo Otto dem Feinde in den Rücken fallen wollte, ehe noch der Tag zu grauen beginnen würde.

Die Feinde, von den heftigen Kämpfen der vorigen Tage ermüdet, hatten sich in dieser Nacht, wo ein heftiger Regen niederströmte, keines Ueberfalls versehen und lagen in tiefem Schlafe an den Wachtfeuern hingestreckt, die der Regen beinahe alle ausgelöscht hatte. Da wurden sie plötzlich von dem Rufe der äußersten Wachen, die schnell dem Schwerte der Wittelsbacher erlagen, und von dem Kampfgeschrei aufgeschreckt, mit dem die Heranstürmenden ihren Angriff im Rücken des Lagers begleiteten.

Ehe die kaiserliche Abtheilung, die in jener Gegend lagerte, zur Besinnung gekommen war, bedeckte bereits eine große Anzahl von Sterbenden

und Verwundeten den Boden; aber bald hatte das Getöse des Kampfes das ganze Lager in Bewegung gesetzt, und von allen Seiten zogen die feindlichen Haufen heran, um den Angriff zurückzuschlagen.

Da sich nun auch die Thore der Burg Kelheim öffneten, und der Verabredung gemäß eine zahlreiche Schaar von Rittern zu Pferde und Fußmannschaft aus denselben hervordrang, die zu gleicher Zeit die Feinde von Vornen angriff, da wurde der Kampf allgemein, und Tausende von Schwertern und Speeren blitzten in den Strahlen der aufgehenden Sonne, die sich endlich durch die Regenwolken Bahn gebrochen hatte, und bedeckten das Schlachtfeld mit Blut und Leichen.

Furchtbar hatte das Schwert der Wittelsbacher unter den Feinden gewüthet, in Haufen fielen sie unter seiner Schärfe, aber auch jene hatten den Verlust manch tapferen Streiters zu beklagen; die Zahl der Feinde wurde immer größer, und Otto gab endlich, mit dem Erfolge seines Unternehmens zufrieden, das die Reihen der Feinde so sehr gelichtet hatte, den Seinigen das Zeichen, sich in die Burg zurückzuziehen.

Der Zurückzug wurde unter fortwährenden Kämpfen begonnen, aber die Feinde drangen in dichten Haufen in die Wittelsbacher ein und suchten ihnen den Rückweg in die Burg abzuschneiden. Da wandte Otto sein Pferd, das er inzwischen bestiegen hatte, ihm folgte eine Schaar auserlesener Ritter, und an ihrer Spitze stürzte er sich, der

kühne Wittelsbacher, in den dichtesten Haufen der verfolgenden Feinde, um sie zurückzutreiben.

Aber das Feuer des Kampfes hatte ihn zu weit geführt, und er sah sich in der Mitte weniger Getreuer von allen Seiten von Feinden umringt. Vergeblich verdoppelte er seine Streiche, um dem unglücklichen Loose der Gefangenschaft zu entgehen, jenes des rühmlichen Todes vorziehend; einer seiner Begleiter fiel um den andern, man hatte ihn als den Aeltesten der Söhne des Wittelsbacher Pfalzgrafen erkannt und wollte ihn lebend gefangen nehmen; schon war eine Hand nach ihm ausgestreckt, die ihn vom Pferde reißen wollte, — die Hand flog weit hinweg, von des Wittelsbachers scharfem Schwerte vom Arme getrennt, und an der Spitze eines Häufchens von Reitern stürmte Konrad von der Eiche heran, der die Gefahr gesehen hatte, in welcher sein väterlicher Freund schwebte, und ihm schnell zu Hilfe eilte. In kurzer Zeit war Otto, obgleich aus drei Wunden blutend, von seinen Bedrängern befreit, aber Konrad lag, von einem Speere durchbohrt, halbentseelt am Boden. Eiligst ließ jener ihn auf sein Pferd heben, stieß dem Thiere die Spornen in die Seiten und flog mit seiner blutbedeckten Last in der Mitte der Seinigen der Burg zu, welche sich schnell öffnete, um die Zurückkehrenden aufzunehmen.

Der Verwundete wurde sogleich auf sein Lager gebracht und von einem heilerfahrenen Knappen, der, wie in jener Zeit üblich, der Wundarzt der

Burg war, und dem anwesenden Geistlichen untersucht. Die Wunde war zwar gefährlich, aber nicht tödtlich, und er durfte hoffen, in einigen Wochen hergestellt zu seyn; kampfunfähig — und dieß schmerzte ihn mehr als die Wunde — mochte er aber längere Zeit bleiben.

„Das soll dir unvergessen bleiben, mein Sohn!" rief Otto seinem Retter zu, als dieser nach langer Ohnmacht zum ersten Male die Augen aufschlug; „du hast dich der Schuld, die du mir zu tragen glaubtest, vollkommen entledigt, ja du hast mich nun zu deinem Schuldner gemacht. Ich wiederhole: das soll dir unvergessen bleiben. Doch erwidere nichts und schone dich!"

Dabei reichte der edle Wittelsbacher seinem jungen Freunde die Hand; dieser drückte sie zufrieden lächelnd an seine Brust und sank dann wieder, von Schwäche übermannt, in den Zustand der Bewußtlosigkeit zurück.

Das kaiserliche Belagerungsheer hatte an diesem Tage einen sehr großen Verlust erlitten, was den Kaiser Konrad III. mit dem höchsten Unwillen gegen die Wittelsbacher erfüllte. Er ließ alle Bewohner der Burg Kelheim mit dem Tode bedrohen, wenn die Uebergabe derselben nicht binnen kürzester Frist erfolgen würde, und nahm inzwischen Rache an den dem Hause Wittelsbach angehörigen Ortschaften, und in jeder Nacht konnte man von der Kelheimer Burg aus eine dieser kaiserlichen Rachefackeln aufflammen sehen.

Diesen Anblick konnte der greise Pfalzgraf nicht mehr ertragen. Sein wohlwollendes Fürstenherz blutete unter den Drangsalen, die seine Unterthanen von der kaiserlichen Gewalt zu ertragen hatten, und er beschloß, mit dem Kaiser in Unterhandlung zu treten.

Als er seinen Söhnen den gefaßten Entschluß mittheilte, fürchtete er am meisten Otto's Widerspruch; aber dieser, obwohl finster vor sich hinblickend, stimmte sogleich der Meinung seines Vaters bei, indem er sagte:

„Was soll mir ein Kampf, an welchem ich nicht Theil nehmen kann? Mein Arm ist noch gelähmt von der letzt empfangenen Wunde, und mein anderer rechter Arm — er meinte Konrad von der Eiche damit — liegt auf dem Siechbette darnieder. Also beginnt immerhin zu unterhandeln; Bruder Konrad ist ein Gelehrter, — er wird unser Recht zu vertreten wissen.

Die Unterhandlung fand in Regensburg statt, wo Kaiser Konrad III. damals Hof hielt. Man machte von beiden Seiten Zugeständnisse, welche ohne große Schwierigkeit gegeben wurden, aber der Kaiser verlangte zuletzt auch, daß der Pfalzgraf von Wittelsbach ihm seinen ältesten Sohn Otto, welchen er für den Urheber des Zwistes und für den wirksamsten Mithelfer dabei hielt, als Geißel ausliefere.

Eine so harte Bedingung war nicht erwartet worden, und Pfalzgraf Konrad konnte sie nicht eingehen

ohne Genehmigung seines Vaters und seines Bruders. Da die ganze Unterhandlung dadurch zu scheitern drohte, so kehrte er sogleich nach Kelheim zurück, um da von des Kaisers Begehren Anzeige zu machen.

Freilich entrüstete dieses Begehren den Pfalzgrafen wie dessen Sohn Otto gleich sehr, und beide wollten es anfangs unbedingt verwerfen, aber der Kaiser war, wenn auch nicht im Besitze des vollen Rechtes, doch in dem der größern Macht, und Otto rief endlich nach einigem Schwanken voll edler Hochherzigkeit aus:

„Ich will nicht das Hinderniß des Friedens und die Ursache fernerer blutiger Fehde seyn; könnte ich den Streit mit meinem guten Schwerte zu unsern Gunsten entscheiden, ich würde nicht lange wählen, und sollte der Preis auch mein Blut und Leben seyn, aber auch der tapferste Widerstand wird allmählich unsere Kräfte aufzehren, und ich stelle mich also dem Kaiser als Geißel; wer weiß, welch ein Vortheil unserm Hause daraus entsprießt.“

Und der edle Wittelsbacher hatte richtig in die Zukunft geschaut: das Haus Wittelsbach blieb nicht allein im Besitze des so heftig angefochtenen Schirmrechtes über das Hochstift Freysing, sondern die Demüthigung, die Otto erleiden mußte, wirkte unerwartet zur vollen Größe der Wittelsbacher, wie wir im Verlaufe unserer Geschichte hören werden.

Drittes Kapitel.

Der erste Römerzug.

Otto, der Aeltere, begab sich nun als Geißel an den Hof des Kaisers Konrad III. Mit männlichem Schmerze trennte er sich von seiner Familie, nachdem er den Segen seines greisen Vaters und seiner frommen Mutter empfangen hatte. Nur ungerne ließ er seinen Schützling Konrad von der Eiche in der Burg Kelheim zurück, aber dieser lag noch an der empfangenen Wunde darnieder, und wenn er sich auch von Tag zu Tag besser fühlte, so war er doch bei der Abreise Otto's noch nicht im Stande, ihn zu begleiten. Doch wurde festgesetzt, daß Konrad unverzüglich nachfolgen solle, wenn seine Genesung erfolgt wäre, und er sich kräftig genug fühle, die Reise zu unternehmen.

Zum tüchtigen Krieger, sagt ein Geschichtschreiber Bayerns, war Otto von Jugend auf gebildet worden, jetzt lernt er, was zu Hause unmöglich gewesen wäre, die größeren Geschäfte, die allgemeinen Verwicklungen der Regierung kennen, mit einem Worte, er bildet sich zum Staatsmanne, und dieß zwar um so leichter, weil bald jugendliche Freundschaft und Anhänglichkeit zwischen ihm und des Kaisers Neffen Friedrich erwachsen war. Die Prinzen des Hohenstaufischen Hauses wurden in den Kenntnissen aller Art, welche das Zeitalter zu geben vermochte, unterrichtet; auch auf Otto floß daher die höhere Bildung und Einsicht in die allgemeinen

Angelegenheiten über, und er blieb bei Hofe, als nach Konrad's III. Tode (1152) der nämliche Friedrich I. zum Könige der Deutschen gewählt wurde.

Kaiser Konrad hatte mit Uebergehung seines zweiten Sohnes Friedrich (sein älterer, Heinrich, war 1150 plötzlich vom Tode hinweggerafft worden), aufopfernd, um dem Reiche die Gefahr eines minderjährigen Kaisers zu ersparen, seinen Neffen, Friedrich der Rothbart genannt, zu seinem Nachfolger vorgeschlagen. Friedrich Barbarossa (Rothbart) also, der hervorragendste unter den hohenstaufischen Kaisern, der Liebling aller Sagen und Dichtungen, den der Volksmythos als ein Symbol der untergegangenen, aber einst ihrer Auferstehung gewissen Herrlichkeit und Größe des heiligen römischen Reiches deutscher Nation bald im Untersberge bei Salzburg, bald im Kyffhäuser am Harz seiner Erlösung harren läßt, bestieg den deutschen Königsthron mehr durch die Anordnung seines Oheims Konrad, als durch die Wahl der Kurfürsten, wenn diese auch auf dem Reichstage zu Frankfurt ihm ihre Zustimmung nicht versagten.

Eine der ersten Regierungshandlungen König Friedrich's war, daß er seinem Freunde und Liebling Otto von Wittelsbach die ansehnliche und wichtige Stelle eines Obermarschalls und Befehlshabers der kaiserlichen Garde übertrug. Als solcher führte er den Titel Signifer, einen der wichtigsten im römischen Reiche, und hatte an feierlichen Hoftagen mit dem Schwerte der Majestät

neben der Person des Kaisers zu stehen. Wo König Friedrich einen kühnen Streich vollführen wollte, der zugleich Klugheit erforderte, da stellte er den Wittelsbacher zur Ausführung hin, und dieser rechtfertigte das Vertrauen seines königlichen Freundes auch auf eine glänzende Weise durch die wichtigen Dienste, die er ihm auf seinen Zügen in Italien und in den Kämpfen mit den widerspenstigen Italienern leistete.

Diese italienischen Kriege bilden einen zu wichtigen Abschnitt in der Lebensgeschichte Otto's, als daß wir ihrer hier nicht weitläufiger erwähnen müßten.

Die Römer, Arnold von Brescia an ihrer Spitze, hatten den Papst Eugen III. aus der Stadt vertrieben und die republikanische Verfassung angenommen. Der Papst schloß hierauf einen Vertrag mit den Römern, nach welchem er zurückkehren durfte, unterhandelte aber zugleich mit dem damals (1153) in Konstanz lebenden König Friedrich, daß dieser ihm zu Hilfe ziehen und die Römer zur Ordnung bringen, dafür dann aber auch von dem heiligen Vater gekrönt werden sollte.

Der König ordnete die Angelegenheiten des deutschen Reiches, indem er auf dem Reichstage in Speyer das Herzogthum Bayern dem Herzoge von Sachsen, Heinrich dem Löwen, gab, und rüstete sich zu dem Zuge nach Italien.

In Italien war in letzter Zeit eine auffallende Veränderung vorgegangen. Durch den Luxus nämlich, den die Kreuzfahrer nach dem übrigen Europa

gebracht hatten, durch die Ueberschiffung der Kreuzfahrer, welche zur Erbauung größerer Flotten veranlaßte, insbesondere aber auch durch den Schutz, den die Kaufleute jetzt im Orient in den von den Europäern eroberten Städten genossen, hatte sich der Wohlstand und die Macht der größeren italienischen Städte so gehoben, daß der Glanz des Landadels neben dem städtischen Patriziat erlosch und jener auch mittelbar oder unmittelbar sich den Städtern unterwarf oder doch durch ritterliche Hilfe sich um dieselben verdient zu machen strebte, wie denn manche Adelsfamilien durch dieses Eingehen auf das emporblühende städtische Wesen nach und nach oft die Herrscher derselben und die Gründer späterer mächtiger Fürstengeschlechter geworden sind. Das Streben dieser größeren Städte nach Ausdehnung ihrer Größe und Macht geschah natürlich auch auf Kosten der kleineren Städte, und so war es unter anderen auch der Stadt Mailand gelungen, die Bewohner der Stadt Lodi zu überwinden, und sie zu zwingen, ihren früher viel besuchten Markt außerhalb der Ringmauern ihrer Stadt abzuhalten, wodurch der Verkehr und der Wohlstand von Lodi fast gänzlich vernichtet wurden. Die Bedrängten wandten sich durch Abgesandte an Friedrich. Der Eine von ihnen, Albernandus, welcher der deutschen Sprache kundig war, redete den auf dem Reichstage zu Kostnitz befindlichen Kaiser also an:

„Heiligster König! wir armen Bürger aus Lodi klagen vor Gott, vor Euch und Euerem ganzen

Hofe über die Mailänder, weil sie uns und unsere Mitbürger vertrieben, Männer wie Weiber ausgeplündert, viele getödtet und unsere Stadt gänzlich zerstört haben. Sie hindern jede neue Vereinigung mit Gewalt, zwingen uns, einsam und einzeln zu wohnen, und verlegen, Spott dem Unrecht zugesellend, unsern früheren so wichtigen Markt in ein freies Feld, wo Niemand wohnt oder kauft."

Auf dem Grund dieser Beschwerden erließ Friedrich sogleich ein Schreiben voll Drohungen und Vorwürfe an die Mailänder, welches ein eigener Gesandter dahin brachte. Kaum hatte aber dieser den Konsuln und der Bürgerschaft das königliche Schreiben übergeben, kaum hatten sie dessen strengen Inhalt vernommen, als sie es in Stücke rissen, zur Erde warfen und mit Füßen traten; selbst der Gesandte rettete nur durch die Flucht sein Leben.

Dem Könige mußte dieses Benehmen der Mailänder als der höchste Frevel erscheinen, und er ordnete die Beschleunigung des italienischen Zuges an.

Im Oktober des Jahres 1154 sammelten sich die Fürsten und das Heer in der Gegend von Augsburg und brachen nach Italien auf. Der kühne Otto von Wittelsbach befehligte die Vorhut; an seiner Seite befand sich Konrad von der Eiche, sein unzertrennlicher Begleiter.

Auf dem Zuge über die bereits mit Schnee bedeckten Berge Tyrols hatte das kaiserliche Heer mit unbeschreiblichen Schwierigkeiten zu kämpfen: ein für diese Jahreszeit ungemein frühzeitiger und

heftiger Schneefall machte die ohnehin rauhen Gebirgswege vollends ungangbar, und die unter leichter Schneedecke verborgenen Abgründe, an denen die steilen Pfade hinliefen, verschlangen manchen tapfern deutschen Mann. In einer besonders schlimmen Lage befand sich die Reiterei: sie mußte den größten Theil des Weges zu Fuße zurücklegen, hatte daher nicht allein die Beschwerde des Fußvolkes zu theilen, sondern auch für die Sicherheit ihrer Pferde zu sorgen, welche sie am Zügel nachführte. Zu allen diesen Hindernissen, welche die Jahreszeit der Uebersteigung der Alpen durch das deutsche Heer in den Weg legte, gesellte sich noch der Mangel an Lebensmitteln und besonders an Futter für die Pferde, so daß das ganze Heer dem Untergange geweiht schien.

Otto von Wittelsbach befehligte, wie wir gehört haben, die Vorhut des Heeres. Er hatte sich aus den bayerischen Hilfstruppen, aus welchen ein großer Theil des deutschen Heeres bestand, den Kern an Reiterei sowohl als an Fußvolk auserlesen, denn nur an der Spitze von Landsleuten, welche die Wittelsbacher hochehrten und liebten, hoffte er seiner wichtigen Aufgabe und dem Vertrauen seines königlichen Herrn und Freundes entsprechen zu können. Diese Aufgabe, dem Heere den Weg durch die Alpenpässe zu bahnen, hatte das frühe Eintreten des Winters nicht allein zu einer sehr schwierigen, sondern auch zu einer äußerst gefahrvollen gemacht, und es bedurfte eines Führers wie Otto und tapferer Krie-

ger, wie die Bayern waren, um nicht den Gefahren zu unterliegen, von welchen sie sich auf allen Seiten umringt sahen, und dadurch zugleich das ganze nachfolgende Heer ins Verderben zu stürzen.

Es war an einem trüben Nachmittage in den ersten Tagen des Novembers, als Otto an der Spitze seiner Schaar nach Bestehung unzähliger Gefahren und nach Ueberwindung von Beschwerden, in der sich seine Bayern, wie immer, groß gezeigt hatten, auf einer Bergfläche ankam, welche am Fuße eines steilen mit Schnee bedeckten Felsenkegels lag, über welchen der Weg führte.

Otto berieth sich mit den Führern, welche ihn begleiteten, ob es rathsam sey, den Weg fortzusetzen. Diese unerschrockenen, des Weges vollkommen kundigen Landleute aus der Gegend, rüstige Bergbesteiger, riethen, auf der Fläche die Nacht zuzubringen und die Reise erst am andern Tage fortzusetzen. Der Weg, welcher über die Bergspitze führe, sagten sie, sey in guter Jahreszeit zwar nicht gefährlicher als viele der bisher schon zurückgelegten, aber es bedürfe einiger Stunden, um den jenseitigen Fuß der Spitze zu erreichen, und man müsse besorgen, an einer Stelle von der Dunkelheit überrascht zu werden, wo es nicht möglich sey, die Nacht zuzubringen.

Otto gab seine Befehle und die Schaar begann, auf der Bergfläche das Lager aufzuschlagen. Für den Führer und die übrigen vornehmsten Anführer wurden die Zelte errichtet, und die Mannschaft lagerte sich um angezündete Feuer, nachdem sie

den Platz dazu von der Schneedecke gereiniget hatte.

Otto hatte die Anordnung getroffen, mit dem nachfolgenden Heere Friedrich's, von welchem er immer durch einen mehrere Stunden betragenden Raum getrennt war, in steter Verbindung zu bleiben. Zu diesem Zwecke waren fortwährend kleine Abtheilungen von Reitern, entweder von dem Hauptheere vorwärts oder von der Vorhut rückwärts entsendet, auf dem Wege, welche über allenfallsige Vorfälle Mittheilung machen mußten.

Eine dieser Abtheilungen hätte schon ankommen sollen, ehe die Vorhut auf der Bergfläche Halt machte, aber die Nacht war angebrochen und jene noch nicht eingetroffen. Da die Verbindung zwischen dem Heere und der Vorhut bisher noch niemals eine Störung erlitten hatte, so fühlte sich Otto durch das Ausbleiben der Botschaft beunruhigt, und es trieb ihn aus dem Zelte ins Freie. Seinen treuen Konrad von der Eiche an der Seite, der, seitdem er das Krankenlager in der Burg Kelheim verlassen, sein steter Begleiter und Theilnehmer aller bestandenen Gefahren und erlittenen Beschwerden gewesen war, durchschritt er das Lager, wo seine Leute, von den Mühseligkeiten des Tages ausruhend, an den Feuern schlafend hingestreckt lagen; er sah selbst, ob die Pferde versorgt wären, legte hier und da, wo ein Feuer erlöschen wollte, eigenhändig Holz auf die glimmenden Kohlen und begab sich dann auf den nahe liegenden Weg, den er gekommen war,

um zu sehen, ob die erwartete Reiter-Abtheilung noch nicht nahe.

In ihre Reitermäntel zum Schutze vor der Kälte der Nacht gehüllt, schritten Otto und Konrad auf und ab, die Ereignisse der Gegenwart und ihre Hoffnungen, welche sie auf die Zukunft bauten, besprechend. Zwei Stunden vergingen darüber, der Mond war inzwischen aufgegangen und verbreitete Helle in der Gegend; aber noch immer blieben die Reiter aus. Da wurde Otto endlich ungeduldig, und er beschloß, eine Abtheilung dem Heere entgegenzusenden, um zu erfahren, wodurch die Verbindung unterbrochen worden sey, da er sonst seinen Weg am andern Tage nicht fortsetzen konnte. Konrad von der Eiche erbat sich von Otto die Gunst, diese Abtheilung führen zu dürfen, und so ungerne dieser auch seinen jungen Freund von der Seite ließ, so wußte er doch, daß kein Anderer sich dieses Auftrages besser entledigen, keiner ihm sicherere Kunde überbringen werde, als Konrad, und er gab daher seinem Verlangen nach. Konrad wählte sich zwölf tapfere, kräftige Reiter zu seinen Begleitern aus, bestieg sein Roß und verließ das Lager, um in Begleitung eines der Führer auf dem nämlichen Wege zurückzukehren, den die Vorhut am nämlichen Tage zurückgelegt hatte.

Einige Stunden Weges mochten sie zu Pferde, oder die Pferde am Zügel führend zu Fuße zurückgelegt haben und zogen eben eine Felsenwand entlang, an welcher sich der Weg in die Tiefe einer Berg-

schlucht hinabzog, als sie denselben plötzlich durch eine ungeheure Masse von Schnee unterbrochen sahen, der die ganze Schlucht füllte.

Konrad und seine Gefährten, nicht vertraut mit den großartigen Erscheinungen einer Alpenwelt, konnten sich nicht erklären, wie der Weg, den sie selbst noch vor Kurzem gemacht hatten, nun auf einmal mit einem ungeheuren Schneeberge bedeckt worden sey, der die Verbindung zwischen dem Heere und der Vorhut gänzlich abschneide, als ihnen der Führer sagte, daß dieß durch eine Staublawine geschehen sey, indem der Wind die ganze Masse des frisch gefallenen Schnees von den hohen Bergen, zwischen welchen sich die Schlucht befand, abgelöst und ins Thal hinabgestürzt habe.

Konrad von der Eiche stand staunend vor dem Schneeberge und sann darüber nach, wie nun das Heer des Kaisers den Weg werde fortsetzen können, als er auf der entgegengesetzten Seite da, wo sich jenseits der Weg in die Schlucht hinabzog, ein tausendstimmiges Geschrei vernahm, welches grauenvoll von den Bergen widerhallte. Der Führer machte ihn darauf aufmerksam, daß dieses Geschrei wohl von einer großen Anzahl von Leuten herrühren möge, welche damit beschäftiget wären, den Weg durch die Schneemasse zu bahnen, und daß diese Leute wohl dem Heere des Kaisers angehörten. Konrad hielt diese Meinung des Führers für die richtige und sandte sogleich zwei Reiter ab, um Otto von der Lage der Sache in Kenntniß zu setzen. Dieser kam

bei Anbruch des Tages selbst und brachte nicht allein viele seiner Leute mit sich, sondern er hatte auch so viele Landleute zur Hilfe aufgeboten, als nur immer in den zerstreuten Hütten dieser Schneeregion zu finden waren, und da diese mit den nöthigen Werkzeugen versehen und mit dieser Art Arbeit überhaupt aus Gewohnheit vertraut waren, so wurde mit der Reinigung der Straße vom Schnee auch auf dieser Seite rüstig begonnen und das ganze Werk im Laufe des Tages vollendet, so daß das kaiserliche Heer am darauffolgenden seinen Marsch ungehindert fortsetzen konnte.

Doch die Elemente waren es nicht allein, mit denen das Heer bei Uebersteigung der Alpen zu kämpfen hatte; auch an Lebensmitteln, wie wir bereits erwähnt haben, mangelte es gleich anfangs, und da die Truppen sich bei Aufsuchung derselben nicht sehr schonend benahmen, und dabei besonders Klöster und Geistliche hart behandelten, wenn diese ihr freilich oft ungenügsames Verlangen nicht zur Genüge befriedigen konnten oder wollten, so fehlte es von Seite der letzteren nicht an Klagen über Zügellosigkeit des Heeres, so daß König Friedrich, damit schnöde Willkür keineswegs den Anfang seiner großen Unternehmungen entstelle und den Beistand Gottes raube, durch freiwillige Beiträge eine Summe Geldes aufbringen ließ, welche den Bischöfen von Brixen und Trident übergeben ward, um sie nach Verhältniß des erlittenen Schadens unter die Klöster und Geistlichen zu vertheilen.

Doch endlich waren alle Schwierigkeiten überwunden, alle Mühseligkeiten bestanden, und die Vorhut des Heeres schaute von der letzten Anhöhe, welche sie so eben erreicht hatte, mit Jubel und Entzücken auf die Ebene hinab, auf der noch der ganze Reiz einer milden Jahreszeit lag und die zu der mit Eis und Schnee bedeckten Berggegend, welche sie eben verlassen hatte, den lieblichsten Gegensatz bildete.

Viertes Kapitel.

Italien.

Am Ende des Monats November hielt König Friedrich in den ronkalischen Ebenen einen Reichstag, wo die verschiedenen Beschwerden gegen die Lombarden im Allgemeinen und gegen die Mailänder insbesondere zur Sprache gebracht und untersucht wurden. Die letzteren erkühnten sich, dem König 4000 Mark für die Bestätigung ihrer Herrschaft über die kleineren Städte anzubieten. Ein solcher Versuch, ihn für das Unrecht durch Antheil an der Sündenbeute gleichsam zu erkaufen, erzürnte den edlen Friedrich, und er gab den mailändischen Gesandten den Bescheid, in ihrem eigenen Gebiete und an Ort und Stelle werde man die Verhältnisse näher prüfen und jeden Berechtigten mit größerem Nachdrucke schützen können. — Inzwischen mußten die Mailänder Geißeln stellen.

Das Heer brach auf, und es wurde den mai-

ländischen Bürgermeistern zur Pflicht gemacht, dasselbe zu führen und für seine Verpflegung zu sorgen. Allein schon am Abend des ersten Tages fehlte bei Landriano das Pferdefutter, und obwohl König Friedrich die in Rosate aufgehäuften Vorräthe bezahlen wollte, so weigerten sich die Mailänder doch, den Hungrigen etwas zu verabfolgen, und Friedrich gab Otto von Wittelsbach den Auftrag, sich der Burg und der darin befindlichen Vorräthe zu bemächtigen.

Doch hier war kein Kriegsruhm zu erwerben: die Besatzung der Burg ergab sich auf Otto's erste Aufforderung unter der Bedingung freien Abzuges, welcher gewährt wurde; die Deutschen bemächtigten sich hierauf der Vorräthe und zerstörten die Burg. Gegen Mailand selbst jetzt schon etwas zu unternehmen, hielt Friedrich nicht für gerathen, da er sich zuerst der kleineren, ihm feindlich gesinnten Städte bemächtigen wollte, und er zog daher gegen den Ticino. Ueber diesen Fluß hatten die Mailänder mehrere Brücken geschlagen, um ihre Anfälle auf Novara und Pavia zu erleichtern; die Vorhut unter Otto bemächtigte sich derselben nach kurzem Kampfe.

Am Anfange des Jahres 1155 wandte sich das deutsche Heer abwärts nach Turin zu. Einige Städte öffneten ihm freiwillig die Thore, andere wurden im schnellen Anlaufe genommen; da erschienen Abgesandte des befreundeten Pavia und klagten, daß Tortona sie fast noch mehr belästige,

als Mailand; denn die Tortoneser verwüsteten ringsum ihre Besitzungen. König Friedrich möge deßhalb untersuchen, schützen, strafen!

Ungeachtet mehrerer Aufforderungen wollten sich jedoch die Bürger von Tortona weder verantworten, noch ihre Feindseligkeiten gegen Pavia einstellen. Sie vertrauten auf Mailand und achteten ihren Bund mit dieser Stadt höher, als die Befehle des Königs. Da erklärte sie dieser für Feinde des Reichs, und kaum hatten sie ihre Alten, Weiber und Kranken fortgeschickt, kaum hatten der Graf Malaspina und die Mailänder einige Reiterei unter Hugo Visconti in die Stadt geworfen, als schon der Vortrab der Deutschen unter Konrad, dem Bruder des Königs, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und dem Herzoge Bertold von Zähringen am 14. Februar 1155 vor den Thoren anlangte. Das Hauptheer wurde durch den von heftigen Regengüssen angeschwollenen Tanaro aufgehalten und traf erst drei Tage später ein.

Wenn wir bei der Belagerung von Tortona länger verweilen, so geschieht es wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes sowohl, als auch aus dem Grunde, weil Otto von Wittelsbach und sein junger Freund, Konrad von der Eiche, bei dieser Belagerung besondere Gelegenheit hatten, Thaten der Tapferkeit auszuüben welche auf die Einnahme der widerspänstigen Stadt vom wesentlichsten Einflusse waren.

Kaum war die Vorhut vor Tortona's

Mauern eingetroffen, als Otto sogleich einen kühnen Angriff auf die Vorstädte beschloß. Ein heftiger Regen stürzte nieder, als Konrad von der Eiche an der Spitze einer Schaar von Fußvolk und Reiterei den Lagerplatz der Deutschen verließ und in eiligem Zuge sich den Mauern der Stadt näherte. Kaum hatten die Wächter auf den Thürmen die Annäherung der Feinde wahrgenommen, als sie in ihre Hörner stießen und die Mauern sich alsbald mit Streitern füllten, welche von der Zuversicht erfüllt waren, den feindlichen Angriff leicht abschlagen zu können.

Konrad kam am Fuße der Mauern an: ein Regen von Pfeilen, Bolzen und Steinen empfing ihn und seine Leute. Viele derselben stürzten, aber unaufhaltsam drangen sie vorwärts; bald lagen die Sturmleitern an den Mauern, Konrad bestieg stürmend eine derselben, schwang sich über die Mauer ins Innere, seine Leute folgten, und bald hatte sich ein heftiger Kampf auf dem Raume innerhalb der Mauer entsponnen, in welchem Konrad's Schwert Wunder wirkte; aber der Kampf mußte stets von Neuem beginnen, da die gefallenen Tortoneser immer durch andere wieder ersetzt wurden.

Derselbe hatte auf diese Weise einige Zeit gewährt, als Otto von Wittelsbach an der Spitze einer zahlreichen Schaar unter den Mauern ankam, sie bestieg und dem durch Konrad so glücklich begonnenen Streite ein baldiges Ende machte. Die Tortoneser wichen, und nur die Nacht und ein-

brechende Ungewitter hemmten die Verfolgung, so daß sie Zeit gewannen, sich in den oberen Theil der Stadt zu retten, welcher auf hohem, scharf abgeschnittenen Felsen lag und eine weite Aussicht über Mailand's und Pavia's Besitzungen darbot. Es bedurfte nur tapferer Männer, um diesen Theil Tortona's, der überdieß durch alle damals bekannten Mittel der Kunst befestigt war, mit Erfolg zu vertheidigen, und Friedrich mußte sich daher zu einer förmlichen Belagerung entschließen. Sein vor allen ausgezeichnetes Zelt stand auf der Abendseite; die Bayern unter ihrem Herzoge Heinrich und unter Otto von Wittelsbach lagen in den Vorstädten gegen Mittag; die Pavienser schlossen die Stadt ein gegen Morgen und Mitternacht.

Alle Zufuhr war nunmehr abgeschnitten, jede Hoffnung des Ersatzes vereitelt, und ein aufgerichteter Galgen verkündete den Einwohnern als Majestätsverbrechern ihr künftiges Schicksal. Mit der Gefahr und der Gewißheit, daß sie sich retten oder untergehen müßten, wuchs aber in ihnen auch der Muth und die Entschlossenheit: sie beunruhigten fortwährend durch Ausfälle das deutsche Heer, und dieser kleine Krieg kostete auf beiden Seiten zahlreiche Opfer.

Inzwischen war das unter Friedrich's eigener Leitung und Aufsicht erbaute Belagerungszeug fertig geworden und warf so gewaltige Steine in die Stadt, daß einer derselben, welcher durch die Heftigkeit der Bewegung in drei Stücke sprang, drei

der vornehmsten Männer Tortona's tödtete, welche an der Hauptkirche standen und sich eben über die nächsten Vertheidigungsmaßregeln besprachen.

Doch trotz diesem allem machte man in der eigentlichen Belagerung keine erheblichen Fortschritte, und Otto von Wittelsbach, dessen feurigem Geiste die offene Feldschlacht, wo Mann gegen Mann stand und persönliche Tapferkeit den Sieg entschied, bei weitem mehr zusagte, äußerte bei jeder Gelegenheit seinen Unmuth über diesen Kampf gegen Mauern und Felsen, wie er die Belagerung nannte. Doch besaß er selbst zu viele Staatsklugheit, um nicht zu begreifen, daß die Tortoneser um jeden Preis unterworfen werden müßten, wenn nicht die ganze Unternehmung König Friedrich's der Gefahr, zu scheitern, ausgesetzt werden sollte.

Im Rathe der Fürsten, den König Friedrich oft berief, drang Otto auf kräftigere Maßregeln, auf Erstürmung des Felsens durch eine starke Anzahl Krieger, an deren Spitze er sich selbst zu stellen erbot. König Friedrich erwiderte, der bloße Anblick des Felsens zeige, wie unmöglich es sey, ihn zu erstürmen, aber der Wink Otto von Wittelsbach's sollte nicht ein vergeblicher gewesen seyn, und er wolle eine nähere Untersuchung anstellen lassen, wo er sich wohl am leichtesten werde erklimmen lassen.

Am andern Morgen, als König Friedrich eben damit beschäftiget war, die Wirkung seines Geschützes auf die Stadt zu beobachten, sah er zu seinem höchsten Erstaunen einen jungen Soldaten,

mit Schild und Schwert bewaffnet, den Felsen in der Gegend des größten Thurmes ersteigen, indem er sich mit einer kleinen Art Fußtritte in denselben einhieb. Ihn erschreckte weder das Geschütz, welches aus dem befreundeten Lager nach dieser Stelle gerichtet war, noch die feindlichen Steinwürfe: er erreichte den Thurm, erlegte tapfer streitend einen Mann und kehrte dann unversehrt zurück.

Der König hatte sogleich, nachdem er den jungen Soldaten am Felsen hängen gesehen, den Stillstand der Wurfgeschütze anbefohlen, damit er durch sie nicht zu Schaden komme, und ließ den Zurückkehrenden sogleich in sein Zelt bescheiden. Hier belobte er den jungen Mann vor allen versammelten Heerführern und umgürtete ihn eigenhändig mit der ritterlichen Binde. Auf die Frage des Königs, in welcher Absicht er den Felsen erstiegen und sein Leben in Gefahr gesetzt habe, erwiderte derselbe, er habe sich überzeugen wollen, ob die Erstürmung des Felsens durch eine Schaar kühner Männer möglich sey.

Wie erstaunte Otto von Wittelsbach, als er in dem jungen Manne, der den bisher für unersteiglich gehaltenen Felsen zu erklimmen gewagt hatte, und dessen kühne Heldenthat im ganzen Lager hochgepriesen wurde, seinen jungen Freund Konrad erkannte.

Er machte ihm Vorwürfe über das unternommene Wagniß; Konrad aber erwiderte:

„Ihr schlugt dem Könige vor, den Felsen er-

stürmen zu lassen, und wolltet Euch selbst an die Spitze des Wagestückes stellen. Ich habe nun geglaubt, mich vorher von der Möglichkeit einer solchen Erstürmung überzeugen zu müssen, ehe Ihr Euer Leben in Gefahr dabei setztet, und ich weiß nun, daß sie nur mit sehr großem Verluste unserer Seits geschehen könnte. Zürnet mir also nicht, daß ich Euer Leben für wichtiger hielt, als das meinige."

Otto drückte dem jungen Manne für diese aufopfernde Ergebenheit freundlich die Hand und wünschte ihm zugleich Glück zu der dabei gewonnenen Ritterwürde.

Doch auch in anderer Weise wollte die Belagerung keine Fortschritte machen. Die Klippen waren für eine Heeresmacht unersteiglich, und die am wenigsten schroffe Stelle schützte ein tiefer Graben und ein gewaltiger Thurm. Diesen beschloß Friedrich untergraben zu lassen, allein die Belagerten erhielten hievon Nachricht. In dem Augenblicke, wo die Deutschen ihren Zweck erreicht zu haben glaubten, trafen sie auf Gegengruben: mehrere von den Angreifenden wurden erstickt und die ganze Unternehmung vereitelt.

Mittlerweile hatte man die Belagerten zwar nicht von allem trinkbaren Wasser abschneiden können, wohl aber Pech, Schwefel und zuletzt gar Leichname hineingeworfen, wodurch dasselbe ungenießbar wurde. So entstand allmälig in Tortona Wassers- und Hungersnoth, Krankheit und Elend. Deßhalb baten

die Bürger um einen Waffenstillstand für die Zeit des Osterfestes (27. März 1155), welchen der König auch gern bewilligte, damit Waffengeräusch die heilige Feier nicht störe und die Bewohner Muße bekämen zu ruhiger Ueberlegung und friedlichen Beschlüssen.

Da öffneten sich unerwartet am Charfreitage die Thore der Stadt: Geistliche und Mönche zogen hervor in heiligen Kleidern und nahten dem königlichen Lager mit Rauchfässern, Klaggesang und aller Pracht christlicher Gebräuche. Sogleich sandte ihnen Friedrich Bischöfe entgegen, um die Ursache und den Zweck ihres Kommens zu erforschen.

Jene antworteten unter Anderem:

„Tortona's unglückliche Lage führt uns zu den Füßen des Königs; nicht für eine durch die Acht befleckte Stadt, nicht für verbrecherische Bürger nehmen wir das Wort; aber waren wir im Bunde gegen Pavia? Sind wir, der Waffen Unkundige, auch nur befragt worden? Täglich flehten wir zum Himmel für des Königs Heil, und so möge er auch nur seinen Feinden, nicht uns zürnen. Unsere Gesinnung ist rein und gerecht, und die äußere Gemeinschaft mit Uebelthätern gibt noch kein inneres Zeugniß. Was hat übrigens Tortona mehr verschuldet als die übrigen Städte? Hat denn Mailand als Haupt und Urheber des Bundes schon Urtheil empfangen? Wir sind gestraft und niedergedrückt durch Hunger und Durst, durch Krankheit und Wunden; darum verfahrt menschlich mit euern Brüdern.

und gebt sie nicht der entsetzlichsten Verzweiflung Preis. Wir flehen zu euch, wir beschwören euch um Milde und Befreiung, bei den Wunden unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, der an diesem Tage sein Blut vergossen hat zur Erlösung der ganzen Welt!"

So sprachen Jene, fielen nieder auf ihre Kniee und streckten weinend die Hände zum Himmel.

Ihre rührende Anrede und Bitte fand aber nur eine staatskluge Erwiderung. Es jammere ihn zwar das Leid der Diener Gottes, ließ ihnen der König antworten; allein ihr Schicksal könne nicht getrennt werden von dem Schicksale der Stadt, welche so vielfache Ermahnungen und Aufforderungen freventlich zurückgewiesen habe. Am Besten würden sie ihre Unschuld und die Rechtlichkeit ihrer Gesinnung erweisen, wenn sie die Bürger zur Erkenntniß ihrer Vergehen brächten und die baldige Uebergabe der Stadt bewirkten.

In tiefer Trauer kehrten die Priester und Mönche nach Tortona zurück, denn es war vorauszusehen, daß der Widerstand nur noch kurze Zeit dauern werde. Zwar thaten die Bewohner den Deutschen noch manchen Abbruch und zertrümmerten mit dem während des Waffenstillstandes erbauten Wurfgeschütz ihre Belagerungswerkzeuge; aber unablässige Anfälle von Außen, Mangel und gänzliche Erschöpfung im Innern erzwangen endlich am 13. April 1155 nach zweimonatlichem Widerstande die Uebergabe der Stadt. Den Personen ward auf dringende Bitte

der Fürsten, von welchen Otto von Wittelsbach eindringliche Worte zu seinem königlichen Freunde sprach, freier Abzug, aber von ihren Gütern nur so viel bewilliget, als jeder zu tragen vermochte. Durch Elend entnervt, Todten ähnlicher als Lebendigen, zogen sie nun, ihre Vaterstadt preis gebend, ab, und doch besserte sich insofern ihre Lage, als ihnen wenigstens gesunde Luft und Nahrung nun nicht mehr mangelte. Die Soldaten plünderten zum Lohne für ihre Aufopferungen die Stadt, dann wurde sie verbrannt und zerstört.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung.

Nach der Bezwingung Tortona's zog König Friedrich nach Pavia, um da die lombardische Krone zu empfangen. Weltliche und Geistliche eilten ihm entgegen, und am 17. April erfolgte nach glänzendem Einzuge die Krönung durch den Bischof der Stadt in der Kirche des heiligen Michael. Drei Tage lang währten die Feste.

In der nämlichen Kirche, wo König Friedrich die lombardische Krone erhielt, ertheilte er Konrad von der Eiche, nachdem er ihn bereits bei Tortona mit der ritterlichen Binde umgürtet hatte, den Ritterschlag.

Nachdem Konrad sich den Vorschriften des

Ritterthums gemäß vorbereitet hatte, wurde in Anwesenheit aller beim deutschen Heere befindlichen Fürsten und Großen ein feierliches Hochamt gehalten, der Ritter legte zwischen den heiligen Altären sein Versprechen ab, und der Priester weihte dessen Schwert. Darauf führten ihn sein Pflegevater, Otto von Wittelsbach und der Herzog Bertold von Zähringen, der den jungen tapferen Ritter nicht minder werth hielt, vor den Thron, auf welchem Friedrich im königlichen Schmucke saß, und dieser ertheilte dem vor ihm knieenden Konrad durch die üblichen drei Schwertschläge die Ritterwürde, indem er zu ihm mit feierlich erhobener Stimme sagte:

„Zu Gottes und Marien Ehr
Empfang dieß und sonst keines mehr,
Sey tapfer, bieder und gerecht,
Besser Ritter als Knecht."

Nun erhob sich der neue Ritter von den Knieen, und er wurde mit den Zeichen seiner Würde geschmückt, mit goldenen Sporen, Panzerhemd und Harnisch. Zum Wappen erhielt derselbe einen goldenen Eichbaum im blauen Felde.

König Friedrich rückte nun nach Rom vor. Papst Hadrian IV., der inzwischen zum Oberhaupt der Kirche gewählt worden war, bewillkommte ihn in seinem Lager. Friedrich küßte dem heiligen Vater den Fuß, hielt ihm aber nicht den Steigbügel. Der Papst klagte über die Unterlassung der hergebrachten Sitte, worin er eine Zurücksetzung erblickte, und Friedrich verstand sich endlich zu der Ceremonie,

nachdem er mit seinen Räthen einen ganzen Tag hindurch sich darüber berathschlagt hatte.

Nun machten aber noch die Bürger Rom's Schwierigkeit: sie sagten, sie hätten die alte römische Republik wieder aufgerichtet und könnten Friedrich nicht als ihren Herrn anerkennen.

Friedrich besprach sich nun mit dem Papste über die zu treffenden Maßregeln. „Du wirst noch öfter, lieber Sohn,“ antwortete dieser, „die List der Römer erfahren; doch dießmal wollen wir sie zu Schanden machen mit ihrer Klugheit, und dein Schwert wird kräftiger wirken, als meine geistliche Rede. Sende schnell die Tapfersten deines Heeres voraus, um die Kirche des heiligen Petrus und die leonische Burg zu besetzen; ein Kardinal soll sie begleiten und meine Soldaten zu freundlichem Beistande anweisen.“

Wer hing treuer an König Friedrich und seiner Sache, als Otto von Wittelsbach, und welchem Anderen konnte er also mit mehr Vertrauen den Auftrag geben, ihm den Weg zur Peterskirche zu bahnen und diesen gegen das Anstürmen des römischen Volkes, dessen Anzahl das deutsche Heer nicht gewachsen war, zu sichern, als diesem seinem treuen Jugendfreunde?

Otto ward in das Zelt des Königs berufen, und brachte lange Zeit darin zu. Nachdem er wieder in das seinige zurückgekehrt war, hielt er mit dem Ritter Konrad von der Eiche eine Unterredung und kurze Zeit darauf sah man beide durch das La-

ger schreiten, das die Bayern inne hatten, und eine Schaar von Tausend der tapfersten Ritter und Soldaten auswählen, welche den Auftrag erhielten, sich zum Aufbruche zu rüsten und dann sogleich sich vor Otto's Zelt zu sammeln.

Diesem Befehle wurde pünktliche Folge geleistet; Otto von Wittelsbach, dem zur Seite Ritter Konrad von der Eiche nicht fehlen durfte, traf in der Nacht zwischen dem 17. und 18. Junius 1155 mit seiner auserlesenen Schaar in der heiligen Stadt ein und besetzte die Peterskirche und die leonische Burg. Mit dem Anbruche des Tages zog Friedrich, begleitet vom Papste, den Kardinälen und vielen Geistlichen zum goldenen Thore ein; gleichzeitig nahte das Heer trefflich geordnet und geschmückt. Die Brücke, welche bei der Burg des Crescentius (die heutige Engelsburg) in die innere Stadt führt, wurde schnell besetzt, wodurch das Volk vom rechten Ufer der Tiber ausgeschlossen blieb. Ungestört erreichte man die Peterskirche, und umgeben von seinen Deutschen wurde Friedrich hier nach gehaltenem Hochamte feierlich zum Kaiser gekrönt. Der Papst blieb in dem Palaste unfern der Peterskirche, alle Uebrigen zogen wieder zurück in das Lager vor der Stadt.

Die Römer, welche zu gleicher Zeit die Ankunft Friedrich's und die bereits vollzogene Krönung erfuhren, zürnten aufs Höchste, daß dieses alles ohne ihr Wissen und ihre Beistimmung geschehen sey; sie versammelten sich mit den Senatoren auf dem Kapitol und beschlossen, die Deutschen auf allen Seiten an-

zugreifen. Diese hatten sich zur Erholung von der Sonnenhitze und der Anstrengung entwaffnet und feierten im Lager an wohlbesetzten Tafeln die Erhebung ihres Königs, als Kunde einlief, daß die Römer über die Tiber gedrungen wären, mehrere in der Peterskirche säumende Soldaten erschlagen, die Kardinäle nicht verschont und sich bemüht hätten, den Papst selbst gefangen zu nehmen.

Kaum hatte diese Nachricht sich im Lager verbreitet, als man auch schon am Eingange desselben Waffengetöse vernahm. Die Hut desselben war von Otto von Wittelsbach, der sich bei dem Bankette befand, das der Kaiser den Fürsten und vornehmsten Anführern seines Heeres in seinem Zelte gab, dem Ritter Konrad von der Eiche übertragen worden, und dieser sah sich plötzlich und unerwartet von einem Haufen bewaffneter Römer angegriffen, welcher immer mehr anwuchs. Konrad wußte, daß man im Lager, den Lustbarkeiten und Festen sich hingebend, welche die Feier der Krönung des Kaisers mit sich führte, auf einen Angriff nicht gefaßt sey; er erkannte, wie wichtig es wäre, dem Herzoge Heinrich von Bayern, welcher mit seinem Heere auf dieser Seite die erste Stelle im Lager einnahm, Zeit zu lassen, seine Soldaten zu sammeln und zu ordnen, und bot daher alles auf, was menschliche Kraft und menschliche Tapferkeit vermochte, um mit der kleinen Schaar, welche die Wache zum Eingange des Lagers bildete, die immer in größerer Anzahl heranstürmenden Römer aufzuhalten; aber er blutete schon aus mehreren

Wunden, sein Häuflein war beinahe ganz aufgerieben, und er war nahe daran, vom Kampfe abzulassen. Da erschien Otto von Wittelsbach mit frischen Truppen, und schrecklich war das Blutbad, welches er unter den Römern anrichtete; aber diese schienen aus dem Boden aufzusteigen, so sehr vermehrte sich ihre Anzahl mit jedem Augenblicke, und der Widerstand wurde erst dann gleich, als nun auch Herzog Heinrich der Löwe mit dem Hauptheere der Bayern und dann auch die übrigen Theile des deutschen Heeres auf dem Kampfplatze erschienen.

Nun war es freilich um die Römer gethan: sie kämpften zwar mit Anstrengung bis zum Untergange der Sonne, aber da mußten sie der deutschen Tapferkeit weichen; an tausend waren erschlagen oder in der Tiber ertrunken, eine große Zahl verwundet und zweihundert gefangen. Einige der Gefangenen, die Haupturheber der Empörung, wurden gehangen, andere mußten sich durch große Summen loskaufen, und alle übrigen erhielten auf Bitten des Papstes ihre Freiheit wieder.

Das deutsche Heer machte noch weitere Züge in Italien, um die Städte dem Kaiser zinsbar zu machen, andere aber, welche den Zins verweigerten, mit Gewalt zu unterwerfen. Da drangen aber die deutschen Fürsten, die mit ihren Soldaten die Macht des Kaisers bildeten, in diesen, endlich in das Vaterland zurückzukehren, indem man bereits zu lange von demselben entfernt gewesen, und das Heer durch Gefechte und Krankheiten verringert sey. Friedrich

ertheilte nunmehr Vielen die Erlaubniß zum Rückwege, den einige zu Lande wählten, während andere nach Venedig schifften; er selbst zog, wie es dem Herrscher gebührt, mit dem zahlreichsten Gefolge nach Bologna und erreichte Verona im Anfange des Monats September.

Die Bewohner dieser Stadt behaupteten, daß, nach einem ihnen früher von den deutschen Kaisern zugestandenen Vorrechte, kein Heer durch die Stadt ziehen dürfe, sondern auf einer Schiffbrücke über die Etsch gehen müsse. Friedrich widersprach nicht: sey es, daß er jenes Vorgeben für gegründet hielt oder gewaltsame Maßregeln vermeiden wollte.

Am Abende vor dem Tage, an welchem der Uebergang des Heeres geschehen sollte, stand Ritter Konrad von der Eiche, welchen Otto von Wittelsbach mit einem Häuflein Reiter vorausgesandt hatte, um die Brücke zu bewachen, sinnend an dem Ufer der Etsch und überdachte seine Erlebnisse in Italien, der göttlichen Vorsehung im Stillen dankend, die ihn nicht nur bisher gnädig erhalten, sondern auch zu unverhofften Ehren erhoben habe. Da führte ihm eine der aufgestellten Wachen einen Mann zu, welcher betroffen worden war, wie er in der Nähe der Brücke umherschlich und sich spähend nach allen Seiten umsah.

Konrad fragte den Mann, was er da zu schaffen habe, und dieser erwiderte ihm, daß er den Kaiser aufsuche, dem er eine äußerst wichtige, für ihn und sein Heer folgenschwere Kunde zu geben habe.

Der Ritter erwiderte ihm, der Kaiser mit dem Heere werde erst am folgenden Tage erwartet, um die Etsch zu überschreiten, seine wichtige Botschaft dürfe er übrigens auch ihm anvertrauen, da er zu dem Heere des Kaisers gehöre und die Mittel besitze, die Kunde, die er demselben mitzutheilen habe, schnell an ihn gelangen zu lassen, wenn sie wichtig genug sey; in welchem Falle er auch nicht um seinen Lohn verkümmert werden solle, wenn er auch nicht zum Kaiser selbst gelange.

„Ich verlange keinen Lohn," antwortete der Mann, „ich bin ein Deutscher, und mir genügt das Bewußtseyn, meine Landsleute von dem Untergange gerettet zu haben, der ihnen droht. Hört mich also, Ritter, und trefft Euere Maßregeln."

„Die Veroneser gedenken, im Einverständnisse mit Mailand das deutsche Heer zu vernichten. Sie bauten deßhalb die Brücke mit vorsätzlicher Nachlässigkeit und sind eben damit beschäftiget, große dicke Balken zu gewaltigen Flößen zu verbinden, welche sie durch die Gewalt des Stromes gegen die Brücke wollen antreiben lassen, wenn erst die Hälfte der Deutschen die Brücke überschritten haben wird. Das Einstürzen derselben muß durch die ungeheuren Flöße unfehlbar bewirkt werden und Vielen den Tod bringen, während die Veroneser und Mailänder bereit sind, das durch die Etsch in zwei Theile getrennte Heer anzugreifen, welches sie dann leicht zu schlagen und zu vertilgen hoffen. Der Zufall, doch nein!" fuhr der Deutsche sich selbst verbessernd fort, „Gottes Vor-

sehung hat mich von diesem teuflischen Plane Wissenschaft erlangen lassen, und ich eilte hieher, Herr Ritter, um den Kaiser zu warnen und ihn und sein Heer vor dem Verderben zu bewahren. Die Veroneser bewachen zwar sorglich ihre Stadt, damit Niemand sie verlasse und ihre Absicht verrathe, aber es gelang mir dennoch, wenn auch mit Lebensgefahr, unbemerkt einen Ausgang zu finden. Ihr wißt nun genug, um das Heer zu retten; gehabt Euch also wohl und sagt dem Kaiser, daß wenigstens ein Herz in Verona deutsch schlage."

Nach diesem Gruße wollte sich der Mann entfernen, aber Konrad ließ ihn nicht ziehen, sondern sagte zu ihm:

„Ihr dürft nicht fort, wackerer Mann, macht dem Kaiser die Freude, zu sehen, daß er in dem treulosen Italien Freunde zähle, die, ihrer Abstammung werth, ihr Leben für die Sache Deutschlands einzusetzen bereit sind. Bleibt also, bleibt, wenn Euch nicht Weib oder Kind nach Verona zurückzieht."

Der Deutsche verneinte Letzteres und blieb, Konrad aber übergab einem andern Ritter die Bewachung der Brücke, stieg schnell zu Pferde und eilte, von einigen Reitern begleitet, der Vorhut entgegen, die unter Otto von Wittelsbach's Führung bei Anbruch der Nacht an den Ufern der Etsch eintreffen sollte.

Er war noch nicht eine halbe Stunde weit geritten, als er auf Otto und seine Vorhut stieß. Jener war sehr verwundert, seinen jungen Freund so

eilig herankommen zu sehen, indem er nicht begreifen konnte, wie er den so wichtigen Posten an der Brücke habe verlassen können. Als er Konrad's überraschende Mittheilung vernommen, konnte er sich nicht enthalten, zähneknirschend die feige Treulosigkeit der Italiener zu verwünschen, von der die Deutschen nun schon so viele Beweise erlebt hatten. Nachdem er seinem innern Grimme über die Veroneser durch einige kräftige Ausdrücke Luft gemacht hatte, trug er Konrad auf, so schnell als möglich ins Lager des Kaisers zu reiten, diesen selbst von Allem in Kenntniß zu setzen und ihn zu bewegen, sogleich aufzubrechen, damit das Heer noch vor Anbruch des Tages die Brücke überschreite und der schändliche Plan der Veroneser dadurch zu Schanden werde; er selbst wolle inzwischen die Brücke besetzen und die Gegend um selbe wohl ins Auge fassen.

Konrad eilte ohne Aufenthalt weiter und traf eine Stunde später im Lager des deutschen Heeres ein, da die Nacht schon angebrochen war. Der Kaiser hatte sich, an einem kleinen Unwohlseyn leidend, schon zur Ruhe begeben, und der Kämmerling ließ sich nur durch Konrad's Vorgeben, es hänge das Leben des Kaisers und des Heeres davon ab, daß er sogleich vor den Kaiser gelassen werde, bewegen, diesen zu wecken.

Friedrich war etwas ungehalten über die unwillkommene Störung; als er aber seinen Helden von Tortona in dem Boten erkannte, sagte er freundlich zu ihm:

„Wichtiges müßt Ihr fürwahr zu berichten haben, Ritter, sonst würdet Ihr nicht die Ruhe Eueres Kaisers, der an der Last des Tages schon so sehr zu tragen hat, bei Nacht stören; laßt Euch also vernehmen!“

Konrad machte nun dem Kaiser Mittheilung von dem, was er von dem Deutschen aus Verona vernommen hatte, und that auch der Mahnung Otto von Wittelsbach's zum schnellen Aufbruche Erwähnung.

Der Kaiser hörte den Bericht Konrad's mit Aufmerksamkeit an; mit immer düsterern Falten bedeckte der Unwille seine Stirne; doch endlich schwebte ein spöttisches Lächeln über seinem Munde und er sagte zu Konrad:

„Wann mögen wohl die feigen Veroneser ihre Flöße loslassen? Wißt Ihr darüber Bescheid zu geben?“

„Sie erwarten das Heer erst am Nachmittage an der Brücke,“ antwortete Konrad, und der Kaiser fuhr fort:

„Nun wohl, Ritter! macht Lärmen im Lager und gebt in meinem Namen Befehl zum eiligen Aufbruche!“

Konrad verließ das Zelt des Kaisers, um dessen Befehl sogleich in Vollzug zu setzen, und drei Stunden später befand sich das deutsche Heer auf dem Wege, der an die Ufer der Etsch führte.

Der Tag begann eben anzubrechen, als das

Heer bei der Brücke anlangte. Der Kaiser gestattete ihm hier kurze Rast und ließ den Deutschen, dem er seine Rettung vor schmählichem Untergange verdanken sollte, vor sich rufen. Er erschien und beantwortete alle Fragen, die Friedrich über die nähern Umstände des von den Veronesern beschlossenen Verrathes an ihn richtete, genau und zur vollkommenen Befriedigung des Kaisers. Dieser sagte endlich zu ihm:

„Ein so großer Dienst, wie Ihr ihn Deutschland und seinem Kaiser erwiesen, darf nicht unbelohnt bleiben. Ihr seyd ein einfacher Handwerksmann, sagt Ihr mir; doch Euere Gesinnung adelt Euch, und da es in meiner Macht steht, Euch auch die äußeren Zeichen des Adels zu verleihen, so folgt mir nach Deutschland, ich werde dort Euerer Tha gedenken!"

Da von dem Retter des deutschen Heeres im weiteren Verlaufe unserer Geschichte nicht mehr die Rede seyn wird, so erwähnen wir hier nur kurz, daß der Kaiser gleich nach seiner Ankunft in Deutschland ihn in den Adelstand erhob und mit Gütern überhäufte.

Otto von Wittelsbach hatte inzwischen die Gegend in der Nähe der Brücke durchsucht, und da er sie sicher fand, so begann das Heer seinen Uebergang über die Etsch, indem Otto's Vorhut nun die Nachhut bildete.

Otto von Wittelsbach hatte kaum mit seiner Heeres-Abtheilung das jenseitige Ufer erreicht, als

eine starke Schaar Bewaffneter, von den Veronesern zur Verfolgung des Kaisers abgesandt, die Brücke betrat, zu gleicher Zeit aber ließ sich weiter oben am Strome ein weithin tönendes Rauschen vernehmen, und bald führte der reißende Strom im gewaltigen Zuge die aus riesigen Bäumen verfertigten Flöße herbei; sie schlugen an die Brücke an, die in ihrer ganzen Länge mit den verfolgenden Veronesern bedeckt war, und rissen sie in Trümmer, so daß Hunderte mit herzzerreißendem Hilfsgeschrei in die schäumenden Fluthen stürzten und ihren Untergang darin fanden.

So hatte also hier der Verrath, statt die Deutschen, die Verräther selbst ins Verderben gestürzt. Der Kaiser aber fühlte sich, nachdem ihn schon mehrere Fürsten mit ihren Hilfstruppen, wie wir bereits gemeldet haben, verlassen hatten, nicht mächtig genug, die Stadt Verona für ihre Treulosigkeit zu züchtigen, behielt sich jedoch die Bestrafung derselben auf eine günstigere Zeit vor.

Sechstes Kapitel.

Bei Chiusa.

Nach diesem Mißlingen ihres ersten Planes entwarfen die Lombarden einen zweiten, von welchem sie sich einen ganz sichern Erfolg und die völlige Vernichtung des kaiserlichen Heeres versprachen. Der Weg nämlich, den Friedrich, die Etsch entlang

ziehend, einschlagen mußte, war an mehreren Stellen so schmal, daß nur ein Wagen Raum hatte, während der Strom links in der Tiefe rauschte und rechts schroffe Felsen emporstiegen. Kaum war das Heer durch einen dieser Engpässe gezogen, so sah man, daß ihn die Lombarden besetzten, was aber vom Kaiser, so sonderbar ihm diese Bewegung des Feindes auch vorkam, nicht beachtet wurde, weil dem Vorwärtsziehen des Heeres kein Hinderniß im Wege zu liegen schien.

Unerwartet sprangen aber die Felsen bei einer Wendung des Weges so weit vor, daß zwischen ihnen und dem Abgrunde nach der Seite des Stromes hin nur ein schmaler Fußweg frei blieb, und auf dem Felsen stand eine Burg, deren Besatzung, aus Veronesern bestehend, unter Alberich, einem wilden, beutelustigen Ritter aus Verona, von den Mailändern gewonnen, zum Angriffe entschlossen und von den örtlichen Umständen aufs Höchste begünstigt war.

Während Otto von Wittelsbach mit seiner Vorhut an dieser gefährlichen Stelle, wo das ganze kaiserliche Heer seinen Untergang finden zu müssen schien, sich vom Fortzuge abgehalten sah, griffen die hinterlistigen Lombarden das Heer im Rücken an, und der Kaiser erkannte jetzt erst, warum die Feinde die von ihm verlassenen Engpässe besetzt hatten. Die Verlegenheit Friedrich's in dieser schlimmen Lage war groß, und Niemand wußte Rath, wie man sich aus derselben retten möge. Da sandte

der Kaiser zwei edle Veroneser, die, seiner Sache anhängend, sich in seinem Gefolge befanden, an Alberich ab, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen; aber sie wurden nicht gehört, ja mit Schlägen fortgejagt, weil sie die Partei des Gehorsams ergriffen und die edlere der Freiheit verlassen hätten. Der Kaiser wiederholte nun als Befehl, was er vorher nur auf dem Wege eines Uebereinkommens hatte erreichen wollen, und bedrohte die Besatzung mit dem schmachvollen Tode durch Henkershand, wenn sie dem Fortzuge des Heeres Hindernisse bereiten würde. Statt zu gehorchen, ließ Alberich aber große Steine vom Felsen herabrollen, welche mehrere Soldaten, die sich am Fuße desselben befanden, tödteten, und er wollte nur unter der Bedingung das kaiserliche Heer vorüber ziehen lassen, wenn ihm der Kaiser von jedem Reiter Harnisch und Pferd überliefere und außerdem noch große Summen Geldes bezahle.

Da entbrannte der Kaiser in edlem Zorn und erwiderte entrüstet:

„Gott möge verhüten, daß ein Kaiser Räubern und Empörern zinsbar werde, nach solchen Thaten und so nahe dem Vaterlande!“

Abermals wurde Kriegsrath gehalten, und nach längerem fruchtlosen Berathen beschloß Otto von Wittelsbach, in Begleitung der beiden Veroneser die Gegend zu durchforschen, ob sich nirgends ein Ausweg, nirgends eine Möglichkeit des Sieges über die meuterische Besatzung der Felsenburg zeige.

Otto wählte seinen treuen Konrad von der Eiche und einige Knappen zu Begleitern und drang mit den Veronesern in das Gebirge ein.

Unendliche Hindernisse stellten sich ihnen in den Weg: Felsen mußten erklettert, dicht verwachsene Gebüsche durchdrungen, tosende Gebirgsbäche durchschritten, Abgründe umgangen werden, bis man endlich die Gegend hinter der Felsenburg erreicht zu haben glaubte. Aber da erhob sich ein steiler Felsen, unzugänglich von allen Seiten, an welchem nicht einmal der Fuß eines Insektes, viel weniger der eines Menschen haften zu können schien.

Finster starrte Otto in die Höhe und schüttelte unmuthig den Kopf. „Wer nicht Flügel hat," sagte er zu Konrad, der neben ihm stehend den Felsen mit prüfenden Blicken maß, „vermag nicht, da hinauf zu kommen, — was meinst du, Konrad?"

Dieser besah den Felsenkegel genau von allen Seiten und sagte endlich:

„Der Felsen von Tortona war wohl leichter zu erklimmen, aber ein muthiger Mann wird auch diesen zu ersteigen vermögen; Muth besitze ich, mein Kopf ist schwindelfrei und so werde es denn versucht!"

„Gib dich nicht fruchtlos in Gefahr, Konrad," rief Otto von Wittelsbach, „und kehre ohne weitere Versuche sogleich zurück, wenn du dich überzeugt hast, daß die Spitze nicht zu erreichen ist."

„Sorgt nicht!" erwiderte Konrad, „ein deutsches Heer ist wohl werth, daß ein deutscher Mann um seine Rettung sein Leben wage."

Mit diesen Worten nahm er einem Knappen das Beil aus der Hand, welches dieser trug, und begann den Felsen zu ersteigen.

Anfangs machte Konrad schnelle Fortschritte, denn der Fuß des Felsens war nicht so abschüßig, und hier und da sproßte aus den Steinritzen ein magerer Strauch empor, an welchem er sich anklammern konnte; aber je höher er kam, desto steiler wurde seine Bahn, und er fand bald keine Stelle mehr, wo er seinen Fuß aufsetzen konnte, ohne daß er sogleich abglitt. Er hieb also mit dem kleinen Beile, so gut es gehen konnte, Stufen in den Stein und gelangte auf diese Weise immer höher, fortwährend in Gefahr schwebend, herabzustürzen und am Fuße des Felsens seinen Tod zu finden.

Mit ängstlicher Spannung folgten die Blicke der unten Harrenden den Schritten und Bewegungen Konrad's, der endlich mit einer Anstrengung, welche jede menschliche Kraft zu übersteigen schien, die obere Fläche des Felsenkegels glücklich erreichte. Dort wollte er ausruhen, denn seine obwohl so jugendliche Kraft war so sehr erschöpft, daß er sich nicht mehr auf den Füßen erhalten konnte, sondern der Länge nach auf den Boden ausstrecken mußte, um sich nach und nach wieder zu erholen. Wohl eine halbe Stunde war er so hingestreckt gelegen, als er sich erhob, um sich weiter umzusehen.

Die Fläche, welche die Spitze des Felsenkegels bildete, war zwar nicht sehr groß, aber doch geräumiger, als man unten vermuthete, und sie konnte

wohl einige hundert Menschen fassen. Konrad untersuchte die ganze Lage des Felsens und dessen Umgebungen und war sehr überrascht, als er, auf einen Vorsprung tretend und in die Tiefe blickend, gerade in den Hof der Burg hinabsah, welche senkrecht unter ihm lag. Er trat schnell hinter ein Felsenstück zurück, um von den Leuten im Burghofe nicht gesehen zu werden, die eben damit beschäftigt waren, große Felsenstücke der Seite zuzuwälzen, wo das Rauschen der Etsch herauf ertönte. Doch konnte er auch von seinem jetzigen Standpunkte aus ihr Treiben genau beobachten und einen Angriffsplan überdenken.

Konrad begnügte sich jedoch mit dieser Entdeckung nicht: er forschte weiter und fand endlich einen Riß im Felsen, der sich gegen die Seite hin, wo die Burg lag, in die Tiefe zog, und in welchem man, wenn auch noch immer mit Gefahr, doch leichter als an dem glatten Felsen, in die Nähe der Burg gelangen konnte. Er kletterte in dem Risse eine Strecke weit hinab und fand zu seiner großen Befriedigung, daß dessen Beschaffenheit ganz zu dem Plane passe, den er schon bei sich entworfen hatte.

Nun mußte er aber, da er seine Absicht vollkommen erreicht hatte, auf den Zurückweg bedacht seyn. Glücklicherweise fand er auf der entgegengesetzten Seite einen ähnlichen Felsenriß, der sein Hinabsteigen sehr erleichterte, und er kam nach einer Abwesenheit von beinahe zwei Stunden glücklich wieder am Fuße des Felsens an.

Otto, dem schon bange um seinen jungen Freund

war, empfing den wohlbehalten Zurückgekehrten mit großer Freude; noch freudiger war er aber überrascht, als dieser ihm berichtete, wie er es auf der Felsenspitze gefunden habe, und wie man von derselben aus die Wegelagerer überfallen und bezwingen könne.

Die Abgesandten kehrten nun zum Kaiser zurück, um ihm den glücklichen Erfolg ihrer Sendung zu verkündigen und dann die Vorbereitungen zu dem Angriffe zu treffen, der auf den folgenden Morgen festgesetzt wurde.

Kaum graute der Morgen des nächsten Tages, als Otto von Wittelsbach und neben ihm Ritter Konrad von der Eiche an der Spitze von zweihundert leicht bewaffneten jungen Bayern, tausend Hindernisse und Beschwerlichkeiten mit kühnem Muthe überwindend, auf weiten Umwegen durch Berg und Thal und dichte Waldung zur hintern Wand des Felsens drangen, welcher die Burg Alberich's im Rücken deckte; aber wie abgeschnitten streckte sich der Felsen in die Lüfte. Nichts konnte jedoch die kühne Heldenschaar zurückschrecken. Einer stellte sich auf die Schultern des andern, aus Lanzen wurden Leitern gefertigt, Stufen eingehauen, und so erreichte sie, Otto von Wittelsbach und Konrad von der Eiche an der Spitze, den Gipfel, nachdem nur einige wenige, von der glatten Wand abgleitend oder vom Schwindel ergriffen, in die Tiefe zurückgestürzt waren und da ihren Tod gefunden hatten.

Auf der Felsenspitze angekommen, theilte sich



IV. Bdchn. Zu S. 61

die Schaar: während die Einen, unter Otto von Wittelsbach's Anführung zurückgeblieben, Felsenstücke auf die im Burghofe versammelten Streiter Alberich's hinabrollten und sie dadurch mit den nämlichen Waffen schlugen, mit welchen sie selbst das Heer des Kaisers hatten vernichten wollen, stiegen die Anderen, Konrad von der Eiche voran, in dem Felsenrisse zur Burg hinab und überfielen die überraschte Besatzung derselben, welche sich nun eingeschlossen sah und nicht geglaubt hatte, den Felsen besetzen zu müssen, der nur Vögeln erreichbar schien. Zu gleicher Zeit wurde die kaiserliche Fahne auf dem Gipfel aufgepflanzt und Freudengeschrei erhob sich in der Höhe wie in der Tiefe.

Da Konrad mit dem Feinde im Burghofe bereits handgemein war, so mußte das Hinabrollen der Steine unterlassen werden, und Otto verließ den Felsen, um auf dem nämlichen Wege, den Konrad ihm vorangegangen war, diesem in die Burg zu folgen. Da nun auch das Heer des Kaisers beim ersten Anblicke der auf der Felsenspitze flatternden Fahne den Berg erstieg und in die Burg eindrang, wurde der Kampf ein wahrer Vernichtungskampf für die Soldaten Alberich's, und fünfhundert derselben fielen als Opfer des Racheschwertes der kaiserlichen Streiter.

Otto von Wittelsbach bahnte sich mit seinem Schwerte den Weg bis zu dem wilden Alberich, und wahrlich ein furchtbarer Kampf entspann sich nun, denn dieser, eines schmachvollen Todes gewiß,

wenn er lebend in die Hände der Kaiserlichen fiele, kämpfte mit dem Muthe der Verzweiflung, und nur der Tapferkeit und dem Heldenmuthe des Wittelsbachers, der das Leben seines Gegners absichtlich schonte, um ihn statt eines ritterlichen Todes den durch die Hand des Henkers erleiden zu lassen, konnte es gelingen, den wilden Raubritter zu entwaffnen und gefangen zu nehmen.

Außer Alberich befanden sich noch eilf andere Ritter unter den Gefangenen. Vergeblich boten diese Geld für ihre Freiheit; das Todesurtheil ward über sie als Friedensbrecher und Empörer ausgesprochen. Einer der Gefangenen trat jedoch hervor und sprach:

„Edler Kaiser, höre meine Worte: Ich bin kein Lombarde, sondern ein Franzose, von Adel, aber arm. Von Alberich ward ich aufgefordert, ein Vorhaben ausführen zu helfen, das meine zerrütteten Vermögensumstände schnell herstellen werde. Wie konnte ich ahnen, daß der Anschlag dem Kaiser gelte, und soll ich Unwissender, Verführter, schuldlos leiden?"

Friedrich schenkte ihm das Leben, allein er wurde gezwungen, Alberich und die gefangenen Ritter mit eigenen Händen aufzuknüpfen.

Der Ruhm des Tages und das Verdienst, das kaiserliche Heer vor dem Untergange bewahrt zu haben, gebührte dem edlen Otto von Wittelsbach und nach ihm dem Ritter Konrad von der Eiche. Der Kaiser erkannte dieses auch und ehrte beide vor der Versammlung der Edelsten des Heeres.

„Otto von Wittelsbach, mein Freund und Jugendgefährte!“ sprach er, indem er ihm die Hand reichte, „wäre ich Euch nicht schon von Jugend auf mit innigem Wohlwollen zugethan, der heutige Tag hätte Euch in meinem Herzen den ersten Platz erobert. Aber ich hoffe, Gott werde mir einst Gelegenheit geben, Euch das um Deutschland und seinen Kaiser erworbene Verdienst würdig zu lohnen und Euch zu jener Höhe zu erheben, die Ihr nach Abstammung und eigenem Werthe so wohl verdient!“

„Und Ihr, Ritter!“ fuhr der Kaiser, zu Konrad sich wendend, fort; „auch Ihr habt Euch den Dank Eueres Kaisers erworben. Empfanget ihn hier vor allen Edlen meines Heeres; die Tage von Tortona und Chiusa sollen Euch unvergessen in meinem Herzen bleiben!“

Das kaiserliche Heer verließ den Engpaß von Chiusa und erreichte in der nächsten Nacht das Gebiet von Trident, dann zog es das Thal der Etsch aufwärts über Botzen und Brixen. Hier ward das Heer entlassen, und jeder eilte, seiner Thaten froh, in die Heimat. Otto und Konrad folgten dem Kaiser nach Regensburg.

Siebentes Kapitel.

Konrad's Eltern.

In Regensburg hatte Otto von Wittelsbach die Nachricht erhalten, daß sein Vater schwer erkrankt darnieder liege, und er begab sich daher eiligst in

das Schloß Kelheim, wo er seine Brüder um das Bett des sterbenden Vaters bereits versammelt fand.

Pfalzgraf Otto IV. von Wittelsbach starb, nachdem ihm seine Gemahlin Helika bereits um mehrere Jahre vorangegangen war, und wurde in dem von ihm gegründeten Kloster Indersdorf begraben. Die pfalzgräfliche Würde von Bayern ging nun auf Otto, den Aelteren, über.

Um diese Zeit war es, daß Kaiser Friedrich seinen Jugendfreund Otto auf dessen Schlosse Kelheim besuchte, um hier kurze Zeit Hof zu halten. Die Anwesenheit des Kaisers wurde durch viele Feste gefeiert, unter welchen die damals so beliebten Ritterspiele, die Turniere, die erste Stelle einnahmen.

Ritter Konrad von der Eiche hatte bei diesen Ritterspielen volle Gelegenheit, von seiner körperlichen Kraft sowohl, wie von seiner Gewandtheit in allen ritterlichen Uebungen glänzende Proben abzulegen, und mit Wohlgefallen blickten Kaiser Friedrich und Pfalzgraf Otto aus dem glänzenden Kreise der Fürsten und edlen Frauen, der sie umgab, auf den jugendlichen Kämpfer herab, welcher manchen älteren, im Turnierspiele längst erprobten Ritter aus dem Sattel hob und sich den ersten Dank erwarb, den er aus den Händen der edelsten unter den anwesenden Frauen erhielt.

In der pfalzgräflichen Burg Kelheim geschah es auch, daß Kaiser Friedrich die für Bayern so wichtigen Unterhandlungen mit seinem Oheim Heinrich Jasomirgott wegen Bayern und Oesterreich abschloß.

Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, machte Ansprüche auf das Herzogthum Bayern, da es im Jahre 1095 durch Kaiser Heinrich IV. seinem Stammvater Welf und dessen Geschlechte als Erblehen übergeben worden war. Kaiser Friedrich, der großen Dienste eingedenk, welche Heinrich ihm bei seinem Zuge in Italien erwiesen, belohnte ihn auch mit dem Herzogthume Bayern, obwohl Heinrich Jasomirgott, ferne geblieben, nicht dazu gewilligt hatte. Die Bürger der Hauptstadt Regensburg mußten Geißeln ihrer Ergebenheit stellen, die Stände Huldigung schwören.

Den Kaiser schmerzte des Jasomirgott hartnäckiges Weigern; er mochte ihm doch nicht Gewalt zufügen, sondern so theuere Verwandte in Liebe vergleichen, und dieß gelang ihm endlich.

Am dritten Pfingsttage des Jahres 1156 kam Herzog Heinrich Jasomirgott in das Schloß Kelheim. Der Kaiser ritt ihm freundlich vor das Thor entgegen und gewann sein Herz durch viele Milde. Nun ward unter ihnen ein Vergleich beredet, aber geheim gehalten, bis Reichstag seyn würde.

Noch im gleichen Jahre versammelten sich die hohen Stände der Deutschen zu Regensburg im Herbstmonat und am achten Tage desselben erschien Kaiser Friedrich mit glänzendem Gefolge auf einer Ebene, zwei Meilen von der Stadt. Da befahl er, prachtvolle Gezelte aufzuschlagen. Nun verkündete Herzog Ladislaus von Böhmen den versammelten Fürsten den Willen des Reichsoberhauptes.

Heinrich XI., genannt Jasomirgott, schritt durch den Kreis der Fürsten zum Stuhl des Kaisers und übergab die Lande Bayern, indem er sinnbildlich sieben Fähnlein überreichte, das Herzogthum mit dessen Markgrafschaften andeutend. Der Kaiser winkte hierauf Heinrich dem Löwen und belehnte ihn durch Uebergabe dieser Fähnlein mit dem Herzogthume Bayern, also, daß Heinrich nun, seines Namens der zwölfte, bayerischer Herzog wurde. Heinrich, der neue bayerische Herzog, stellte aber von den erhaltenen Fähnlein zwei, welche das Land ob der Enns bedeuteten, zurück, zum Zeichen, daß er für alle Zeiten für sich und seine Erben den Ansprüchen darauf entsage.

Nun erhob Kaiser Friedrich die Ostmark und das Land ob der Enns, mit Einstimmung aller deutschen Fürsten, zum Herzogthum, und belehnte damit Heinrich Jasomirgott, indem er ihm, wie dessen Gemahlin Theodore von Griechenland, die zurückempfangenen Fähnlein einhändigte, daß sie und ihre Nachfahren, männlichen und weiblichen Geschlechtes, das neue Herzogthum besitzen sollten.

Pfalzgraf Otto von Wittelsbach stand bei dieser Feierlichkeit in seiner wichtigen Eigenschaft als Signifer dem Kaiser zur Seite, und wohl mochte ihm, dem Sprößlinge des Agilolfingischen Stammes, bei derselben eine bittere Empfindung darüber nicht fremd geblieben seyn, daß er mit dem Erbgute seiner Ahnen auf diese Weise schalten sehen mußte; aber die Umstände geboten es so, und er mußte sich ihnen fügen.

Nachdem der Reichstag in Regensburg geendiget war und Kaiser Friedrich das Schloß Kelheim verlassen hatte, widmete sich Pfalzgraf Otto der Ordnung der Angelegenheiten seines Hauses, wobei die Zwistigkeiten mit dem Hochstifte Freysing, welche mehr oder weniger seither immer fortgedauert hatten, abermals zur Sprache kamen. Der Pfalzgraf sandte daher einen seiner Räthe nach Freysing ab, um dort über diese Streitangelegenheit zu unterhandeln, und gesellte demselben den Ritter Konrad von der Eiche bei, während er sich selbst mit dem Kaiser Friedrich nach Besançon begab, wo im Oktober 1157 ein glänzender Reichstag stattfand.

Wir erwähnen hier eines Vorfalles auf diesem Reichstage, bei welchem Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, wenn er sich gleich dabei zu sehr von der Hitze seines Temperamentes hinreißen ließ, doch seine Anhänglichkeit an Kaiser Friedrich's vermeintliche Rechte auf eine auffallende Weise an den Tag legte.

Der Erzbischof Eskyl von Lund, auf der Rückreise von Rom nach Schweden begriffen, war nämlich in Burgund von einigen Edlen gefangen und geplündert worden, ohne daß Friedrich gegen die Uebelthäter mit so viel Schnelligkeit und Nachdruck vorschritt, als Papst Hadrian es verlangte. Deßhalb erschienen zwei Kardinäle, Roland und Bernhard, auf dem Reichstage in Besançon und überbrachten dem Kaiser päpstliche Briefe, worin Hadrian sich beschwerend äußerte, daß jene Burgunder straf-

los geblieben wären, und sich unter andern der Worte bediente: „Auch gereut es mich nicht, deine Wünsche überall erfüllt zu haben; sondern wenn du — was freilich unmöglich ist — noch größere Wohlthaten (beneficia) aus meiner Hand erhalten hättest, so würde es mich freuen, bedenkend, welcher Vortheil und Zuwachs der Kirche Gottes und mir durch dich entstehen kann. Jetzt aber, da du jene Unthat, die zur Schmach der ganzen Kirche und des Reiches begangen ist, vernachlässigst und bedeckst, so ahne und besorge ich, daß dein Gemüth durch Einflüsterung verwerflicher Menschen, die nur üblen Samen säen, hiezu verführt und gegen deine gütige Mutter, die heilige römische Kirche, und gegen mich selbst mit Argwohn oder Zorn erfüllt sey."

Nachdem dieses Schreiben lateinisch vorgelesen und dann durch des Kaisers Kanzler, Rainald, treulich verdeutscht worden war, mißbilligten die Fürsten, weniger um den Inhalt bekümmert, zunächst im Allgemeinen die Fassung; vor allem aber nahmen sie an der Stelle den größten Anstoß, wo das Kaiserthum als „eine Wohlthat", ein beneficium, des Papstes bezeichnet war. Denn in dem amtlichen Latein des Mittelalters hieß beneficium auch ein Lehn, und man glaubte, der Papst habe behaupten wollen, das deutsche Reich sey ihm lehnspflichtig. Anstatt nun den lauter werdenden Streit zu beruhigen, oder die unschuldigere Bedeutung des Wortes beneficium als „eine Wohlthat" herauszuheben, fragte Kardinal Roland, der nachmalige Papst Alexander III.

trotzig: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?"

Da sprang Pfalzgraf Otto von Wittelsbach im höchsten Zorne auf, zog sein Schwert und würde den Kardinal getödtet haben, wenn der Kaiser ihn nicht eiligst zurückgehalten und die Ruhe wieder hergestellt hätte. Die Kardinäle aber, welche noch andere bedenkliche Schreiben an die deutschen Prälaten mit sich führten, erhielten die Weisung, am nächsten Morgen ihre Rückreise nach Rom anzutreten, und zwar ohne links oder rechts vom Wege abzuweichen, oder bei Bischöfen und Aebten zu verweilen.

Des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach übereilte Handlung blieb übrigens von Seite des Papstes ohne Ahndung, und dieser selbst gab dem Ausdrucke „beneficium" die Auslegung, es bezeichne im ächten Latein jede wohlwollende Handlung.

Während dieß in Besançon vorging, befand sich Konrad von der Eiche, welcher den Pfalzgrafen nicht dahin begleitet hatte, in Freysing, um, wie bereits erwähnt worden ist, die Zwistigkeiten beizulegen, welche zwischen dem Pfalzgrafen und dem Hochstifte daselbst wegen Ausübung des Schirmrechtes bestanden.

Eines Tages empfing Konrad Botschaft aus dem Benediktinerkloster Weihenstephan, daß dessen Abt ihn zu sprechen wünsche. Begierig zu erfahren, was der ehrwürdige Mann von ihm verlange, entsprach er dieser Aufforderung sogleich. In die Zelle des Abtes geführt, sah er darin einen Greis von

hohen Jahren auf einem Betstuhle knieen, welcher, in sein Gebet tief versunken, dem Eintretenden keine Aufmerksamkeit zu schenken schien.

Konrad blieb in ehrerbietigem Schweigen am Eingange der Zelle stehen, wartend, bis der Abt sein Gebet geendet haben werde; dieser erhob sich endlich von dem Betstuhle, näherte sich mit freundlichem Gruße dem harrenden Ritter, der sich mit Ehrfurcht vor ihm verbeugte, und sagte zu ihm:

„Entschuldiget, Ritter, daß ich Euch warten ließ; aber ich weiß, Ihr theilet mit mir die Ueberzeugung, daß man zuerst die Pflichten gegen Gott erfüllen müsse, ehe man zeitliche Angelegenheiten ordnet, und ich rechne deßhalb auf Euere Nachsicht. — Doch Ihr werdet Verlangen tragen, zu erfahren, was ich von Euch begehre; aber Ihr müßt mir wohl gestatten, daß ich vorher einige Fragen an Euch stelle: — Ihr nennt Euch Konrad von der Eiche?“

Konrad bejahte.

„Was wißt Ihr mir von Euerer Herkunft und von den Jahren Euerer Kindheit zu erzählen?“

Konrad erzählte dem Abte, daß er vor zwanzig Jahren von den Knappen des jetzigen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach im Walde unfern des Schlosses Wittelsbach unter einer Eiche gefunden worden sey, weßhalb er auch den Namen „von der Eiche“ führe, daß er aber nicht wisse, wer seine Eltern gewesen seyen, oder wie sein Vater geheißen habe. Er erinnere sich nur an eine Frau mit Namen

„Jutta", welche wohl seine Amme gewesen seyn möge; diese Frau habe ihn in den Wald geführt und sey dann plötzlich verschwunden; woher sie aber gekommen seyen, wisse er nicht.

„Hat man nichts bei Euch gefunden, was einigen Aufschluß über Euere Herkunft geben könnte?" fragte hierauf der Abt.

„Diese goldene Kette und an ihr eine Münze mit dem Bildnisse eines Ritters," antwortete Konrad, indem er die Kette, die er immer bei sich trug, vom Halse nahm. „Der Ritter auf der Münze sey Vater Hugo, hat man mir gesagt."

Der Abt empfing die Kette aus den Händen Konrad's und sagte wie vor sich hin, nachdem er die Münze aufmerksam besehen hatte: „Es trifft alles zu." Hierauf sich wieder an Konrad wendend fuhr er fort:

„Wie wunderbar Gott die Schicksale der Menschen zu lenken und wie er in seiner Weisheit auch das Verborgenste ans Licht zu bringen weiß, werdet Ihr aus der Geschichte entnehmen, mein Sohn, die ich Euch mittheilen will. Hört mich also:

„Vor etwa dreißig Jahren hauste in den finstern Wäldern an der böhmischen Grenze ein furchtbarer Raubritter, Wildeck mit Namen, welcher der Schrecken der ganzen Gegend im weiten Umkreise war. Seine Burg lag auf einem hohen unzugänglichen Felsen und war mit einer zahlreichen Schaar verwegener Wegelagerer bemannt, welche, verworfen, wie der Ritter selbst, ihm in allen seinen räuberi-

schen Unternehmungen getreuen Beistand leisteten, wenn sie ihnen nur reichliche Beute verschafften. Und daß diese Beute stets eine reichliche werde, darauf waren sie stets eifrig bedacht: kein reisender Handelsmann zog ungeplündert die durch den Wald führenden Straßen, kein Landbewohner in der Nähe konnte sich seiner Ernte oder des Erlöses aus derselben erfreuen, ja sie schonten, ihren gottlosen Herrn an der Spitze, selbst die Klöster nicht und streckten ihre gottesräuberischen Hände sogar nach den heiligen Gefäßen des Altars und dem Schmuck der Kirchen aus. Vergeblich waren die Klagen der Beraubten bei Kaiser und Reich, vergeblich verbanden sich die umliegenden Ritter zur Zerstörung der Räuberburg: wenn die gegen sie ausgeschickten Schaaren an dem Felsen ankamen, auf dem sie stand, wurden sie von der Besatzung mit Steinwürfen und Pfeilen empfangen und zogen unverrichteter Dinge wieder ab, da ihre Geschosse der von ihren Mauern geschützten Besatzung keinen Schaden zufügen konnten und ein unterirdischer Eingang zur Burg trotz der Gewißheit, daß ein solcher bestehe, der sorgfältigsten Nachforschung ungeachtet nicht aufzufinden war.

„Dieses schändliche Treiben des Raubritters und seiner Spießgesellen währte mehrere Jahre, als jener, der wüsten Zechgelage im Kreise der Gleichgesinnten überdrüssig, sich einsam auf der Burg fühlte und nach anderer Gesellschaft sehnte. Da kam ihm der Gedanke, ein Weib zu nehmen; aber welche von

den Edelfräulein des Landes — und ein solches sollte es seyn — mochte der Bewerbung des geächteten Raubritters Gehör geben? welcher Vater seine Tochter in den Krallen dieses Geiers wissen? — Der Ritter wußte das wohl und beschloß, sich ein Weib zu rauben. Tag und Nacht hatten seine Späher die benachbarten Burgen im Auge, ob nicht irgend ein Edelfräulein zwischen ihnen auf dem Weg sey, und Bertha, eines eben so tapferen als gottesfürchtigen Ritters, Kuno von Hohenstein, einzige Tochter hatte das Unglück, in die Hände der Knechte des Raubritters zu fallen. Die aus wenigen Knappen bestehende Begleitung des Fräuleins wurde niedergemacht und diese selbst in die Burg geschleppt. Mit wilder Freude empfing sie der Ritter, und er kündigte der unglücklichen Gefangenen sogleich an, daß er sie sich zur Burgfrau auserlesen habe. Mit Abscheu stieß ihn Bertha zurück und verlangte, zu ihrem Vater zurückgebracht zu werden; allein der wilde Räuber spottete ihres Widerstandes, und ein Priester, den er mit Gewalt in die Burg hatte bringen lassen, wurde genöthiget, die Trauung zu vollziehen. Bertha ergab sich in ihr Schicksal, und wenn in der Folge manche schon beschlossene Gewaltthat unterblieb, die Gefangenen milder behandelt oder bald wieder in Freiheit gesetzt, so wie endlich weder Kirchen noch Klöster mehr beraubt wurden, so war dieß dem wenn auch mittelbaren Einflusse der frommen Burgfrau zuzuschreiben, der sich auf die gottlosen Burgbewohner, diesen unbewußt, äußerte.

„Das Verschwinden des Edelfräuleins, obwohl ein nicht seltenes Vorkommniß, hatte großes Aufsehen erregt und den über das Schicksal seiner Tochter bekümmerten Vater in tiefe Betrübniß versetzt; als er nun aber beinahe nach Jahresfrist die Kunde erhielt, daß Wildeck sie geraubt und genöthiget habe, seine Gattin zu werden, da beschloß er in edler Entrüstung über die an seiner Tochter verübte Gewaltthat und ihr unglückliches Loos an der Seite des Raubritters erkennend, blutige Rache zu nehmen an dem schändlichen Frauenräuber. Alle edlen Ritter des ganzen Gaues vereinigten sich mit dem unglücklichen Vater, und bald war die Burg Wildeck von zahlreichen Schaaren umringt, die ihr den Untergang geschworen hatten.

„Gerade um diese Zeit war es, daß Bertha einen Knaben gebar, dessen Leben sie aber mit dem eigenen bezahlen mußte.

„Ritter Wildeck grämte sich nicht sehr über den Verlust seiner Gattin, deren Ermahnungen zur Aenderung seines Lebenswandels ihm mehr und mehr lästig geworden waren; machten ihm doch jetzt seine Feinde, welche zahlreicher und ernster als jemals ihn bedrängten, größere Sorge als dieser Verlust, und hatte er ja doch nun einen Erben seines Namens, der ihn dafür entschädigte. Er ordnete die Beisetzung der Verstorbenen in die Begräbnißstätte seiner Ahnen an, übergab den Neugebornen einer Amme und verfügte sich auf die Mauer, um eine Botschaft der die Burg belagernden Ritter zu em-

pfangen. Diese ließen ihn auffordern, die Tochter Ritter Hohenstein's alsogleich aus der Burg zu entlassen, diese aber und sich selbst nebst seinen Raubgenossen binnen vierundzwanzig Stunden zu übergeben.

„Ritter Wildeck lachte höhnisch über diese Aufforderung und sagte zu dem Ueberbringer derselben: „Sagt Jenen, die Euch abgeschickt haben, die Antwort, daß der erste Theil ihres Verlangens sogleich in Erfüllung gehen soll, und des Ritters von Hohenstein Tochter in einer Sänfte binnen wenigen Minuten die Burg verlassen wird; was aber den zweiten Theil dieses Verlangens betrifft, so müssen die Ritter sich wohl entschließen, die Burg zu erobern, um deren Bewohner in ihre Gewalt zu bekommen."

„Ritter Wildeck hielt Wort: nach Verlauf kurzer Zeit wurde an langen Seilen eine Sänfte von den Mauern der Burg herabgelassen, zwei Knappen nahmen sie in Empfang und trugen sie in das Zelt des Ritters von Hohenstein. Der erfreute Vater öffnete schnell die Thüre der Sänfte und fuhr entsetzt zurück, als er die Leiche seiner Tochter darin erblickte.

„Obgleich der unglückliche Ritter sich überzeugte, daß seine Tochter eines natürlichen Todes verblichen war, so erregte doch der teuflische Hohn, mit dem ihm Wildeck selbe zugesandt hatte, seinen gerechten Zorn, und er schwur, und alle Ritter, welche diesem entsetzlichen Schauspiele beigewohnt hatten, mit ihm, den Frevler zu bestrafen und dessen Burg zu erobern, möge es auch ihr eigenes Leben gelten.

„Ihre Anstrengungen verdoppelten sich auch,

Angriff auf Angriff folgte schnell einander, so daß die Belagerten kaum zu Athem kommen konnten, und ihre Zahl sich täglich auf eine für Wildeck erschreckende Weise verminderte. Da nun auch in Folge der übergroßen Anstrengnng und des eintretenden Mangels an den gewohnten Nahrungsmitteln eine ansteckende Krankheit unter ihnen ausbrach, da erkannte der Ritter, daß die Burg nicht mehr zu halten sey, und traf Anstalten zu seiner eigenen und seines Sohnes Rettung. In einer stürmischen Gewitternacht verließ er, von der Amme seines Sohnes, die das Kind trug, und einem treuen Knappen begleitet, durch einen unterirdischen Gang, der ferne im dichten Walde zu Tage führte, die Burg indem er den Zurückbleibenden den Rath gab, am nächsten Tage auf dem nämlichen Wege das Gleiche zu thun.

„Wildeck erreichte bei Anbruch des Tages die Burg eines befreundeten Ritters, welcher, Raubritter wie er selbst, immer gleiche Gesinnungen mit ihm getheilt hatte. Doch der Freund empfing ihn unerwartet ernst, und theilte ihm mit, daß er seine Lebensweise gänzlich geändert habe und ihm daher keinen Aufenthalt bei sich bieten könne. Da er übrigens hier den Verfolgungen der Ritter zu nahe sey, so wäre es ohnehin rathsam, eine entferntere Zufluchtsstätte aufzusuchen, und er empfehle ihm als solche eine Burg, die er in einem versteckten Winkel an der Ilm besitze, auf welcher er ruhig leben könne, vorausgesetzt, daß er ruhig leben wolle, was er

ihm wohl anrathen möchte. Wildeck sah, daß er hier keine Unterstützung finde, und zog mit seinem Sohne in der Kleidung eines Pilgers von Burg zu Burg, wo er überall länger verweilte, bis er endlich nach Verlauf von beinahe zwei Jahren an der Ilm eintraf. Das thatenlose Leben, das er bisher zu führen genöthiget gewesen war, ließ ihn einen Blick in sein Inneres werfen, und er schauderte zurück vor dem Zustande desselben. Gott hatte ihm die Gnade gewährt, daß er seine Missethaten bereute und sich bekehrte; doch waren seiner Sünden so viele und so schwere, daß kein Priester ihn von denselben frei sprechen konnte, und er beschloß daher, nach Rom zu pilgern, sich da dem heiligen Vater zu Füßen zu werfen und ihn um Lossprechung von seinen Sünden anzuflehen. Ehe er den Pilgerstab ergriff, hatte er noch eine Unterredung mit der Amme seines Sohnes, worin festgesetzt wurde, was mit dem Knaben nach der Abreise seines Vaters geschehen sollte. Der Ritter drückte seinen Sohn noch einmal an das beklommene Herz und trat seine Wanderung als Büßer an.

„In Rom erhielt Ritter Wildeck die Lossprechung von seinen Sünden unter der Bedingung, daß er sich den Streitern in Palästina anschließe, welche den Ungläubigen das heilige Grab entreißen wollten. Er zog in den Orient, kämpfte tapfer gegen die Saracenen, gerieth aber in die Gefangenschaft derselben. Fünfzehn Jahre lang trug er die schweren Fesseln der Ungläubigen, aber diese Zeit war

die schönste, die heilsamste seines Lebens, denn er lebte sie im Geiste der Buße, und als endlich die Stunde seiner Erlösung geschlagen hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück mit siechem und schwachem Körper, aber mit gesunder und starker Seele. Des Lebens in der Welt und ihres sündhaften Treibens müde, kam er zu uns und bat um eine Zufluchtsstätte für die noch übrigen Tage seines Lebens. Seit einigen Jahren lebt er nun bei uns als Laienbruder ein Leben der Buße und der Demuth, ein Vorbild der Frömmigkeit und der Erbauung für uns alle. Seinen letzten Erdenkummer, die Ungewißheit über das Leben und Schicksal seines Sohnes, sieht er nun auch von sich genommen, denn er weiß nun, daß dieser ein frommer und tapferer Ritter geworden ist und sich auf dem besten Wege befindet, durch edle Thaten wieder gut zu machen, was sein Vater einst der Menschheit und seinem Vaterlande Uebles zufügte. Zwar trägt der Sohn nicht den Namen des Vaters, aber dieser wünscht selbst nicht, daß der Name „Wildeck“, geächtet und verflucht von vielen Zungen, sich auf Nachkommen fortpflanze, sondern einem andern weiche, an den sich nicht die Erinnerung von Uebelthaten knüpft.“

Der Abt machte hier eine Pause; die lange Erzählung hatte den Greis erschöpft. Konrad von der Eiche sah nachdenkend vor sich hin; er hatte den Worten des ehrwürdigen Mannes ein aufmerksames Ohr geschenkt; aber, dachte er nun, warum mir diese Erzählung? Sollte etwa —? Wie ein Blitz fuhr es

ihm durch die Seele, Wildeck möge sein Vater seyn, und doch waren die Thaten, die der Ritter früher verübt, zu schmachvoll, als daß sein frommes, reines und redliches Gemüth den Gedanken, er sey dieses Mannes Sohn, nicht ohne eine Art von Widerwillen in sich aufgenommen hätte.

Der Abt hatte indessen den jungen Ritter genau beobachtet; er las auf seiner Stirne die Gedanken seiner Seele und wollte ihn daher nicht mehr länger im Zweifel lassen. Konrads Hand ergreifend, schloß er seine Erzählung mit den Worten:

„Was Ihr bereits halb errathen zu haben scheint, mein Sohn, soll nun durch mich Bestätigung erhalten. Ritter Hugo von Wildeck ist Euer Vater. Ehe er seine Pilgerreise nach Rom antrat, verabredete er mit Jutta, Euerer Amme, Euch den erlauchten Wittelsbachern in die Hände zu spielen: sie legte Euch, nachdem sie die Kette mit der Denkmünze um Euern Hals geschlungen, schlafend unter die Eiche, der junge Pfalzgraf fand Euch da, ließ Euch im Geiste frommen Ritterthums erziehen, und der Plan ist also vollkommen gelungen. Erst seit kurzer Zeit bin ich im Besitze dieses Geheimnisses, das mir Euer Vater, der sein Ende nicht ferne hält, anvertraut hat. Erkundigungen, die ich am Hofe der Wittelsbacher einziehen ließ, gaben uns Gewißheit, daß kein Irrthum stattfinde, und Euere Anwesenheit in Freysing bietet die erwünschte Gelegenheit, Euch an das Sterbelager Eueres Vaters zu führen. Seyd Ihr darauf gefaßt, so folgt mir nun!“

Konrad wurde von dem Abte nun in eine enge Zelle geleitet, in welcher auf einfachem Lager ein bleicher Mann lag, dessen eingefallene Wangen und halberloschene Blicke verkündeten, wie nahe er dem Grabe sey. Der Sterbende sah den Abt fragend an, und als dieser mit dem Kopfe nickte, richtete er seine Blicke, die plötzlich von einem ungewöhnlichen Feuer belebt wurden, auf Konrad. Dieser, in welchem die Erinnerung an die Gräuelthaten des Raubritters mit den Gefühlen der Liebe, welche die Natur für den Vater ihm ins Herz gelegt hatte, einen schweren Kampf kämpfte, wurde endlich von dem letzteren überwältigt, mit Thränen in den Augen stürzte er vor dem Lager des Sterbenden nieder, ergriff seine abgemagerte Hand und preßte sie an seine Lippen.

Wir überlassen Vater und Sohn ihren wechselseitigen Ergießungen und führen nur an, daß Konrad mehrere Stunden in der Zelle seines Vaters zubrachte und sie mit dem nämlichen Namen verließ, mit welchem er sie betreten hatte: der Name „Wildeck", so war beschlossen worden, sollte erloschen bleiben und in dem neuen Namen „von der Eiche" auch ein neuer Stamm erblühen.

Noch drei Tage lang brachte Konrad am Lager seines Vaters zu; als er am vierten in die Abtei kam, fand er ihn todt, und weinte, nur des letzten Abschnittes aus dem Leben des Büßers gedenkend, kindliche Thränen bei seiner Leiche.

Da nun auch die Angelegenheit des Pfalzgrafen mit dem Hochstifte geordnet war, so verließ Kon-

rad von der Eiche die Stadt Freysing, um sich in das Schloß Kelheim zurückzubegeben, wo zu gleicher Zeit auch der Pfalzgraf eintraf, um sich zur Begleitung des Kaisers zu rüsten, der einen neuen Zug nach Italien unternehmen wollte.

Achtes Kapitel.

Zweiter Zug nach Italien.

Nachdem Kaiser Friedrich die in letzter Zeit vielfach gestörte Ruhe Deutschlands durch sein kräftiges Einschreiten wieder so ziemlich hergestellt hatte, unternahm er seinen zweiten Zug nach Italien, um sowohl die Angelegenheiten mit dem heiligen Stuhle in Ordnung zu bringen, als auch um die Mailänder zu bestrafen, die sich abermals erhoben und die dem Kaiser ergebenen Städte Lodi und Cremona zerstört hatten.

Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, dem der Kanzler Rainald beigegeben war, zog mit der Vorhut voran; ihn begleitete wie immer Ritter Konrad von der Eiche. Otto drang mit dem gewohnten Feldherrntalente durch Norditalien vorwärts und die Mailänder wurden von dem inzwischen eingetroffenen kaiserlichen Heere gänzlich geschlagen. Bei der Belagerung der wohlbefestigten Stadt Mailand trug sich's zu, daß die Mailänder, als sie sahen, daß Pfalzgraf Konrad und Herzog Friedrich von Schwaben — beide noch minder erfahrene Jünglinge — am

äußersten Ende des Lagers und von den Uebrigen getrennt standen, in dunkler Nacht die Vereinzelten überfielen; bevor diese, aus dem Schlafe aufgeschreckt, sich rüsten und ordnen konnten, entstand die höchste Verwirrung, und erst als die zunächst Lagernden, das furchtbare Geschrei hörend, herbeieilten und den mailändischen Fahnenträger tödteten, zogen sich diese zurück.

Otto von Wittelsbach, erbost über diesen, wenn auch wenig bedeutenden Anfall, sann auf Vergeltung desselben; er pflog Rath mit seinem getreuen Konrad darüber, und als es Nacht ward, schlichen beide, von einigen Soldaten begleitet, bis an eines der Thore Mailands und steckten einige von Holz erbaute Werke in Brand, so daß das Feuer weit um sich zu greifen und für die Belagerten äußerst gefährlich zu werden drohte. Da machten diese mit einer großen Macht einen Ausfall, um das Feuer zu löschen, und die Angreifenden mußten der Uebermacht weichen.

Kurze Zeit darauf befand sich Konrad von der Eiche auf der äußersten Vorwache, als die Mailänder in großer Zahl ausfielen und ihn mit Ungestüm angriffen. Er sandte sogleich einen Reiter ins Lager, um Beistand herbeizuholen, behauptete aber inzwischen, Einer gegen Zehen fechtend, das Feld, ohne einen Schritt weit zurückzuweichen. Herzog Friedrich von Oesterreich kam zur Hilfe herbei, als sich Konrad eben von dem Anführer der Mailänder, Namens Statius, mit einer starken Schaar heftig bedrängt

sah. Die Schaar wandte sich gegen den eben herbeieilenden Herzog Friedrich, und Konrad und Statius blieben allein im persönlichen Kampfe begriffen. Streich auf Streich fiel, keiner wankte, bis endlich Statius seinem Gegner eine Blöße gab, welche dieser so schnell benützte, daß sein Feind zum Tode verwundet vom Pferde fiel und von Konrad gefangen genommen wurde. Statius war von den Mailändern so verehrt, daß sie seinen Verlust tief betrauerten und seinen Leichnam für große Summen und gegen Freilassung mehrerer Gefangenen auslösten, um ihn mit höchster Pracht zu beerdigen.

Mailand, von Hungersnoth heimgesucht, ergab sich endlich dem Kaiser, welcher gnädige Bedingungen stellte; aber die Zwistigkeiten zwischen demselben und der Stadt erneuerten sich bald wieder, und Friedrich sandte den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und den Kanzler Rainald an die Mailänder ab, um den Frieden wieder herzustellen. Nach Ablauf einer verwilligten Bedenkzeit blieben die mailändischen Obrigkeiten bei ihrer, die Gesandten bei der entgegengesetzten Erklärung. Kaum wurde diese Lage der Dinge in der Stadt bekannt, als sich die Menge, aus altem Haß und ohne Rücksicht auf mögliche Folgen, zusammenrottete. Mit dem Geschrei „Tod! Tod!" drang sie bis zu den Wohnungen der Gesandten vor, schlug die Fenster ein, stieß die Pferde nieder und wollte jene ermorden. Da trat Ritter Konrad von der Eiche ganz allein den Wüthenden entgegen und wehrte deren Angriff ab. Schon war er von mehreren

Steinwürfen verwundet worden, schon war er in höchster Gefahr, von dem Pöbel zu Boden geworfen und in Stücke zerrissen zu werden, als Otto von Wittelsbach selbst erschien und mit seinem flammenden Schwerte die Vordersten niederhieb. Aber auch er hätte zuletzt der Uebermacht unterliegen müssen, wenn nicht besonnene Männer herbeigeeilt wären und der unsinnigen Menge ernsten Widerstand entgegengesetzt hätten. Auch die Konsuln eilten herbei, entschuldigten, was vom trunkenen Volke gegen ihren Willen geschehen sey, und baten unter Darbietung ansehnlicher Summen, dem Kaiser das Geschehene zu verschweigen.

„Der Werth von ganz Mailand genügt nicht," antwortete Otto von Wittelsbach mit Würde, „um Ersatz für den Schimpf zu leisten, der des Kaisers Gesandten zugefügt worden ist; dieser selbst möge daher euer Urtheil sprechen." Die Gesandten verließen nun sogleich Mailand und erstatteten über den Hergang dem Kaiser Bericht.

Kaiser Friedrich forderte die Mailänder zur Verantwortung wegen gebrochenen Eides und Friedens auf, und die Abgesandten derselben waren frech genug zu antworten: „Wir schwuren zwar den Eid, aber wir versprachen nicht, ihn zu halten." Dennoch mäßigte Friedrich, obwohl vom höchsten Unwillen über solche grenzenlose Frechheit erfüllt, das Gefühl seiner gerechten Entrüstung und setzte den Mailändern eine zweite, dritte Frist.

Da Mailand aber nicht zum Gehorsam zurück-

kehrte, da entbrannte der Kampf aufs Neue. Nachdem er mit einer gegenseitigen Erbitterung und einem Blutvergießen, die bisher ohne Beispiel gewesen waren, fast vier Jahre lang gewährt hatte, endete er mit der gänzlichen Zerstörung der Stadt, der Auflösung ihrer bürgerlichen Gemeinschaft und dem Untergange ihrer Unabhängigkeit. — Pfalzgraf Otto von Wittelsbach stand während dieser Zeit sowohl als Heerführer, wie als Staatsmann dem Kaiser treu zur Seite: als ersterer führte er in Gemeinschaft mit seinem unzertrennlichen Gefährten Konrad von der Eiche die kühnsten, für den Erfolg der kaiserlichen Waffen ersprießlichsten Waffenthaten, aus und als letzterer war er besonders nach dem Tode des Papstes Hadrian IV. als kaiserlicher Gesandter in Rom thätig, um bei der zwistigen Papstwahl die Anerkennung Viktor IV. durchzusetzen.

Der Kaiser verließ Italien, wo seit der Einnahme Mailands einige Ruhe eingetreten war. Aber sie währte nicht lange, und Friedrich sah sich genöthiget, noch mehrmal nach Italien zu ziehen, um die Lombarden, welche auch Mailand wieder herstellten und fester machten, in Botmäßigkeit zu erhalten, während doch seine Anwesenheit auch in Deutschland nothwendig war. Die ausgezeichneten Dienste, welche Otto von Wittelsbach dem Kaiser geleistet, wollte dieser in der Person seines Bruders Konrad belohnen, indem er diesem das Erzbisthum Mainz zutheilen ließ. Konrad hielt sich jedoch in seiner Seele überzeugt, Alexander III., der Gegenpapst Viktor IV.,

welcher letztere von Kaiser Friedrich als der rechtmäßige Vater der Gläubigen anerkannt worden war, sey der rechtmäßige Papst, zeigte seine Gesinnung anfangs heimlich, dann öffentlich, wurde daher von seiner hohen Stelle vertrieben, von dem Papste hingegen, der ihn zum Kardinalbischof von Sabina ernannte, so viel als möglich entschädigt. Eine auffallende Lage: der eine Bruder verliert als Alexander's Anhänger Land und Leute, der andere, Otto, liegt nebst dem Kaiser unter dem schwersten Banne des nämlichen Papstes.

Ein abermaliger Feldzug nach Italien war vom Kaiser schon seit länger beschlossen; die Zeit nahte heran, wo er vor sich gehen sollte, und Augsburg wurde der Sammelplatz der ausziehenden Ritter mit ihren Gefolgen. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach befand sich nicht unter denselben, aber wohl nicht, wie einige Geschichtschreiber behaupten, wegen eines Grolles gegen den Kaiser, weil dieser seinem Bruder Konrad das Erzbisthum Mainz wieder entzogen hatte, sondern weil der Kaiser ihn bei den damaligen Wirren und Zerwürfnissen mit Salzburg in Bayern zurücklassen wollte, wo er also dem Kaiser so gut diente, als wenn er mit ihm nach Italien gezogen wäre. Pfalzgraf Otto war in Bayern hinlänglich beschäftigt, da er nicht allein mit Vollziehung der Acht wider den Erzbischof von Salzburg und sein erzstiftliches Gebiet beauftragt war, sondern auch viele bayerische Klöster, welche ungeachtet aller Theilnahmlosigkeit an der Sache des

Erzbischofs gleichwohl von den gegen ihn aufgebotenen Truppen und zugelaufenem Gesindel mit Plünderung und Verheerung bedroht waren, zu schützen hatte.

Und doch hätte Kaiser Friedrich jetzt mehr als jemals eines Mannes wie Otto von Wittelsbach bedurft, der, kühn und entschlossen im Rathe, mit gleicher Kühnheit und Entschlossenheit ihn auch selbst auszuführen fähig war, denn Friedrich's Stern in Italien begann unterzugehen.

Der Kaiser hatte einen sechsten Zug nach Italien unternommen. Seine sieggewohnten Waffen aber blieben ohnmächtig gegen die Begeisterung der lombardischen Städte. Darum hatte er an alle deutschen Fürsten ein Aufgebot ergehen lassen, ihm zur Hilfe über die Alpen zu eilen. Aber keiner kam. Auch Heinrich der Löwe stand fern und kalt, der am meisten helfen konnte; die Ursache hievon war, daß der Kaiser sich Güter zugeeignet hatte, auf die Heinrich den gerechtesten Anspruch zu haben glaubte. Nun unterlag der Kaiser. Die Lombarden mit dem Hauptbanner des heiligen Ambrosius von Mailand begegneten ihm in den Feldern von Lignauo. Da geschah im Mai 1176 die entscheidende Schlacht, welche dem deutschen Kriegsvolk fast gänzlichen Untergang brachte. Verzweiflungsvoll rief Friedrich seinen ungetreuen Freund Heinrich nach Chiavenna. Er hoffte, ihn zu versöhnen und zu bewegen, denn dieser mächtigste Fürst Deutschlands konnte ihn allein vor größerer Demüthigung bewahren.

Als Heinrich kam, eilte er ihm mit großer Freude entgegen, liebkoste ihn und suchte durch manches Schmeichelwort die alte Liebe in ihm aufzuwecken. Umsonst: Heinrich der Löwe blieb hart und versagte seine Hilfe. Der Kaiser in verzweifelndem Schrecken bat so flehentlich, daß er im Uebermaße des Schmerzes dem Herzog zu Füßen fiel, aber umsonst.

Da trat voll hohen Unwillens des Kaisers Gemahlin, Beatrix von Burgund, hinzu und rief: „Stehet auf, mein Herr, Gott sey dieses Zustandes gedenk!“

Auf dieses Wort schien der Löwe in sich zu gehen, und sagte Beistand zu, forderte aber eine große Belohnung. Der Kaiser verschmähte, das um ein Geschenk zu haben, was seine Erniedrigung nicht hatte gewinnen können, und entließ den Herzog. Des Kaisers Entschluß war gefaßt: vor der Hauptkirche von Venedig versöhnte er sich mit dem Papste Alexander, dem er die Füße küßte. Der Papst umarmte ihn.

Sorglos um des Kaisers Zorn war Heinrich in seine Länder zurückgekehrt. Bald wurde aber sein Friede gestört: Fürsten und Bischöfe im Norden, von des Kaisers Zorn gegen ihn unterrichtet, überfielen das Sachsenland. Viele haßten den Herzog, weil er sich seiner Macht gegen sie überhoben, die Mönche, weil er mit ihrem Recht und Gut oft willkürlich geschaltet hatte.

Sobald der Kaiser wieder in Deutschland

erschien, wurden viele Klagen gegen den Herzog Heinrich den Löwen vor denselben gebracht. Der Löwe, von so vielen Feinden angefallen, die auf den Reichstagen eben so viele Richter über ihn waren, ließ sich vergebens vor zwei Fürstenversammlungen laden, denn er wußte, daß des Kaisers Geist sie bewege. Schon schwebte die Reichsacht über seinem Haupte. Noch einmal fand zwischen ihm und dem Kaiser eine Unterredung statt. Friedrich, als wolle er den ehemaligen Freund nicht ganz verderben lassen, nahte ihm gütig und versprach keine Mühe zu scheuen, die zürnenden Fürsten zu besänftigen, forderte jedoch für sich fünftausend Mark Silbers zum Ersatz des ungeheueren Schadens, der ihm durch des Herzogs Hilfverweigerung in der Lombardei entstanden wäre. Der sparsame Heinrich verwarf die harte Forderung. Da verließ Kaiser Friedrich den Halsstarrigen; die Achtbriefe gegen ihn wurden angeschlagen, seine Länder und Würden ihm entzogen. Vergebens war des Löwen starke und blutige Gegenwehr. Verwiesen aus den Gebieten des Reichs floh er endlich mit Weib und Kind nach England zu seinem Schwager, König Heinrich II.

Neuntes Kapitel.

Bayerns Herzogthum kommt an die Wittelsbacher.

Ein alter bayerischer Geschichtsschreiber *) sagt: „Als der Herzog Tassilo nebst seiner Gemahlin und seinen Kindern von Kaiser Karl dem Großen in das Kloster verwiesen wurde **), da starb die uralte Agilolfingische herzoglich-königliche Familie bei den tapfern Bojern nicht aus, sondern es waren einige Nachkommen davon übrig geblieben, die mit der Zeitfolge wieder zu ihrer früheren Ehre, Macht und Herrlichkeit und endlich auch wieder zum Besitze des Herzogthumes Bayern gelangten. Zwar mußten sie nach dem im Jahre 984 erfolgten Tode des Herzogs Berthold die Prüfungen der Vorsehung aufs Neue erfahren, denn sie wurden nicht allein der herzoglichen Würde entsetzt und mußten mit der pfalzgräflichen in Bayern zufrieden seyn, sondern sie mußten auch sehen, daß man das Herzogthum Bayern einem ausländischen Prinzen, dem Herzog Heinrich aus Sachsen, Kaiser Otto I. Bruder, gab. In diesem Zustande blieb Bayern und wurde 248 Jahre

---

*) Falkenstein.

**) Eine alte Sage führt an: Karl ließ den unglücklichen Tassilo in glühendes Eisen sehen, so lange, bis derselbe erblindete, und dann ins Kloster Laurisheim stoßen. Dahin kam einst lange nachher der Kaiser. In der Kirche sah er einen blinden Greis zum Altare hin und zurückführen, und fragte nach dem Namen des ehrwürdigen Blinden. Man nannte den Namen Tassilo. Schaudernd wandte sich der Kaiser ab.

lang von Herzogen aus verschiedenen Häusern regiert. Doch nach Verlauf dieser langen Zeit gedachte Gott wieder an die alte und berühmte Agilolfingische Familie und erhob sie wieder auf den bayerischen Thron."

Nachdem Heinrich der Löwe seiner Würden und Länder entsetzt war, erschien Kaiser Friedrich im Jahre 1180 zu Regensburg in der Absicht, einen neuen Herzog für Bayern zu ernennen. Am letzten Tage, noch ehe des Reiches Fürsten auseinander gingen, erhob sich der Kaiser in ihrer Mitte von seinem Sitze und sagte: „Dem hochgebornen Mann, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, seinem Freunde von Jugend auf, seit dreißig Jahren, dem treuesten Waffengefährten, der Glück und Unglück mit ihm getheilt, dem Redlichen und Reinen, welcher immer nur des Kaisers und Reiches Wohl im Auge gehabt, wolle er das erledigte Herzogthum Bayern verleihen; er habe es vor allen Andern verdient."

Otto von Wittelsbach trat vor, kniete an den Stufen des Thrones nieder und der Kaiser gab ihm die herzogliche Fahne in die Hand. Der neue Herzog schwur den Lehenseid, treu zu seyn dem Kaiser, so lange er lebe, und zu folgen, wohin er ihn rufe. In Altenburg erhielt er hierauf die Belehnung und diese mit Vorrechten, wie sie noch kein Herzog innegehabt. Es erhielt nämlich der Stamm der Pfalzgrafen von Wittelsbach ein ewiges Erbrecht der

herzoglichen Würde, und Bayern wurde somit eine Erbmonarchie. Zugleich wurde der Herzog mit allen einzelnen Gütern dergestalt im Voraus und für ewige Zeiten belehnt, daß bei Erlöschung des Mannsstammes landständischer Familien die erledigten Güter innerhalb des Herzogthumes ohne weitere Belehnung dem Herzoge zufallen sollten, und der Kaiser und das Reich darauf verzichteten. Die Herzoge von Bayern wurden so souveräne Herrscher in ihrem Lande, sie setzten Pfalzgrafen ein und übten die höchste Vogtei aus über Kirchen und Klöster.

Konrad von der Eiche brachte zuerst dem neuen Herzoge seine Huldigung dar, mit inniger Freude darüber, daß dem Verdienste endlich seine Krone geworden. Herzog Otto drückte seinem Freunde die Hand und sprach:

„Schon sehr vorgerückt in Jahren gelange ich endlich in den Besitz des Gutes meiner Ahnen; ich will darum die kurze Zeit des Lebens, die mir der Himmel noch gönnen mag, dazu verwenden, Friede und Glück unter meinen Bayern zu verbreiten, so viel immer möglich seyn wird. Die Zeit blutiger Thaten sey vorüber und die Schwerter mögen ruhen. Ob aber auch das deinige wohl gerne ruhen mag, Konrad?“ fügte der Herzog lächelnd bei; „die Zeit deiner Thatkraft ist noch lange nicht vorüber, du bist im Kampfe aufgewachsen und wirst ihn also nicht missen wollen. Kaiser Friedrich bedarf fortwährend tapferer Kämpfer und wird dich gerne aufnehmen; willst du aber bei mir bleiben, so wollen

wir fortan das Friedenshandwerk treiben, wie wir bisher das des Krieges geübt haben, und ich will immer dein wohlwollender Vater bleiben."

Nachdem Konrad betheuert hatte, daß er niemals seinen Herrn verlassen wolle, an den ihn, seitdem er zu denken vermöge, so feste Bande fesselten, fuhr der Herzog fort:

„Ich höre deinen Entschluß mit Vergnügen, Konrad, denn ich hätte meinen treuen Gefährten in so vielen Kämpfen und Gefahren nur ungerne von mir gelassen. Doch es ist Zeit, daß du nun eigenes Besitzthum erhältst und dir einen eigenen Herd gründest. Ich werde Sorge tragen, daß du auf eine Weise aufzutreten vermagst, welche eines Freundes des Herzogs von Bayern würdig ist."

Der Herzog hielt Wort und bald darauf belehnte er den Ritter Konrad von der Eiche mit heimgefallenen Gütern von bedeutendem Umfange und Einkommen, so daß derselbe sich auch in Beziehung auf zeitliche Güter plötzlich unter die Zahl der vornehmsten Vasallen des Herzogthums Bayern versetzt sah.

Regensburg, die bisherige Residenz der bayerischen Herzoge, war auf dem nämlichen Reichstage, wo Pfalzgraf Otto von Wittelsbach die Herzogswürde erlangte, zur freien Stadt des Reiches erhoben worden, und Herzog Otto mußte sich eine andere Residenz erwählen. In Ermanglung einer zur Residenz tauglichen andern Stadt wollte sich der Herzog eine an den Ufern der Isar erbauen, welche ihrer Lage wegen den bezeichnenden Namen Lands-

hut erhielt, blieb aber, bis das Schloß daselbst gebaut wäre, in der Burg Kelheim.

Als Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Herzogthum Bayern erhielt, waren schon viele Decennien über sein nun greises Haupt hingeflohen: der ehemals feurige Kriegsheld war nun mehr Staatsmann als Krieger, und wie er einst mit dem Feldherrnschwert an der Seite des Kaisers stand, war er ihm jetzt zur Seite im Rathe der Fürsten. Nicht mehr aufwallend in Hitze über unerwartete Begegnungen und beleidigende Vorfälle wie ehemals, trat er, von den mannigfachsten und seltensten Erfahrungen belehrt und mit tiefer Menschenkenntniß bereichert, jetzt mit staatskluger Besonnenheit seine neue Würde an, um die ihm schon lange bekannten herzoglichen Rechte und Verbindlichkeiten mit leidenschaftslosem Ernste zu üben.

Herzog Otto erhielt jedoch Bayern nicht mehr in jenem Umfange, wie es vor dem Jahre 1156 gewesen war; denn in diesem Jahre, bei Errichtung des Herzogthums Oesterreich, wurde hievon schon die Ostmark bis aufwärts zur Ens und ob der Ens abgerissen und dem neuen Herzogthume einverleibt, so wie auch später noch andere umfangreiche Gebietstheile von ihm abgetrennt.

Nachdem er des Landes frohe Huldigung empfangen, pflegte er desselben mit väterlicher Liebe. Zwar sandte er dem Kaiser Beistand zum Kriege in Sachsen gegen Heinrich den Löwen und wider Böhmen, er selbst aber zog die edleren Beschäftigungen des Friedens vor und richtete das Gemeinwesen auf,

welches von den Fehden und kirchlichen Trennungen zerrüttet lag. Seinem Bruder Otto gab er das Pfalzgrafenamt, sein anderer Bruder Konrad hatte den erzbischöflichen Sitz zu Salzburg inne, und so befanden sich des Staates höchste Würden in den Händen der Söhne des nämlichen Hauses. Dieß erleichterte dem Herzoge die Pflege des Staates. Er ritt von Gau zu Gau und hielt auf öffentlichen Plätzen und vor Kirchen Gericht. Ohne Einsprüche, ohne Gewaltthätigkeit gegen irgend einen der untergeordneten Großen, suchte er bloß, was unbestritten das Seinige war, zu beschützen, zu ordnen und durch Haushaltungskunst zu befestigen, überhaupt mehr den Titel eines Vaters als Beherrschers sich zu erwerben. Gern befolgte daher Klein und Groß seine Urtheilssprüche, welche er im weiten Lande herumziehend nach alter Sitte auf den Marktplätzen ertheilte, und Jedermann pries die Gerechtigkeit und Weisheit derselben.

Als Herzog Otto einst nach Viechtach, einem Marktflecken im bayerischen Walde, kam, um da auf öffentlichem Markte Gericht zu halten, trennte sich Ritter Konrad von der Eiche, welcher sich im herzoglichen Gefolge befand, von demselben und drang tiefer ins Gebirge ein, um die Stätte seiner Geburt, die Burg Wildeck aufzusuchen. Ein Knappe begleitete ihn; aber bald mußte dieser mit den Pferden bei einer Köhlerhütte zurückbleiben, und Konrad setzte, von dem Köhler, einem hochbetagten Manne begleitet, seinen Weg in die Wildniß fort. Als der Führer

erfuhr, wohin Konrad geführt werden wolle, bekreuzte er sich und fragte, was denn der Ritter an den Mauertrümmern sehen wolle, in welchen seit der Zerstörung der Burg allerlei Teufelsspuck sein Wesen treibe. Konrad, welcher von Wildeck nur wußte, was ihm der Abt von Weihenstephan aus der Erzählung seines Vaters zu erzählen hatte, forderte den Köhler auf, ihm mitzutheilen, was er von der Burg und ihrem ehemaligen Besitzer wisse. Dieser schüttelte den Kopf und sagte endlich mit bedenklicher Miene:

„Es ist eine böse Geschichte, Herr Ritter, die Ihr da zu hören verlangt, doch Ihr scheint besonderes Interesse an diesem Teufelsneste zu haben, und ich will sie Euch daher erzählen, obwohl ichs nicht gerne thue, weil man sich die Rache des alten Raubritters, der in seiner Burg nun als Gespenst haust, auf den Hals ladet, wenn man von ihm spricht. Doch ich wills wagen; hört also:

„Es sind nun bereits fünfzig Jahre, als auf der Burg Wildeck, die Ihr bald in Trümmern vor Euch liegen sehen werdet, ein gottloser Raubritter hauste, welcher die ganze Gegend ringsumher in Schrecken setzte, und dem sogar die benachbarten Ritter nichts anhaben konnten, da er auf Kosten seiner Seele mit dem bösen Feinde einen Bund geschlossen hatte. Nachdem er unzählbare Gräuelthaten verübt hatte, von denen ihn schon jede einzelne der Hölle würdig machte, raubte er auch ein edles Fräulein, die einzige Tochter des Ritters von Hohenstein, dessen

Burg eine halbe Stunde entfernt nahe an der böhmischen Grenze gelegen war, und ließ sich selbe durch einen gefangenen Priester antrauen. Als Ritter Hohenstein endlich nach Jahresfrist erfuhr, wo seine Tochter Bertha sich befinde, da entbot er alle seine Freunde weit und breit, zog mit ihnen vor Wildeck und that einen heiligen Schwur, nicht abzuziehen, ohne daß er seine Tochter wieder bekäme. Er hat sie auch wirklich wieder bekommen, der arme Vater, denn als er den Raubritter auffordern ließ, ihm seine Tochter zurückzugeben, da ermordete dieser die Arme, nachdem sie kurz vorher eines Knäbchens genesen war, legte die Leiche in eine Sänfte und schickte sie dem Vater hinab in das Lager der Ritter. Ihr könnt Euch denken, wie groß die Bestürzung des Ritters von Hohenstein gewesen seyn muß, als er nun statt seiner lebenden Tochter die todte vor sich liegen sah. Diese Bestürzung verwandelte sich aber bald in eine grenzenlose Wuth gegen den Räuber und Mörder, und am frühesten Morgen mußten wir — ich befand mich damals als fünfundzwanzigjähriger Bursche unter den Söldnern, die vor der Burg standen — gegen das Raubnest den Felsen hinan klimmen. Wie wunderten wir uns aber, als wir dasselbe leer und auch kein lebendes Wesen mehr darin fanden. Der Pakt mit dem bösen Feinde war in dieser Nacht zu Ende gegangen, und derselbe hat dem gottlosen Ritter und seinen Spießgesellen das Genick gebrochen und sie durch die Lüfte in sein Reich hinab entführt, wo sie nun

im ewigen Feuer ihre Lasterthaten büßen. Wir wußten uns nun auf einmal das Getöse und Gebrause zu erklären, das wir um Mitternacht gehört und von aufgescheuchten Nachtvögeln herrührend gehalten hatten. Von dem neugebornen unschuldigen Knäblein hat man aber keine Spur gefunden. Nachdem die Ritter das Raubnest dem Feuer übergeben hatten, sind sie wieder nach Hause gezogen und haben Gott gedankt, daß er die ganze Gegend von einer solchen Geisel befreit hatte. Allnächtlich vernimmt man nun ein klägliches Stöhnen und Aechzen in den Burgruinen, welches von den Geistern der ehemaligen Bewohner derselben herrührt, die auf dem Schauplatze ihrer Schandthaten ihre Verdammniß, eine Folge derselben, beklagen. Wehe dem Kühnen, der, bei Tag oder Nacht, es wagt, zu den Ruinen hinaufzuklettern, die gespenstigen Bewohner derselben drehen ihm den Hals um und stürzen ihn den Felsen hinab; es ist noch gar nicht lange, daß man so einen Waghals mit gebrochenem Genicke todt am Fuße des Felsens liegend gefunden hat."

Der Alte verstummte hier plötzlich, indem er mit ausgestrecktem Finger auf einen mit Ruinen bedeckten Felsenkegel zeigte, der vor ihnen lag, als sie eben um eine Waldecke bogen. Konrad's Blicke folgten der Richtung des Fingers und er schaute, schwermüthig seines Vaters und seiner Mutter gedenkend, auf die Trümmer seiner Geburtsstätte. Doch sie aus der Ferne zu sehen genügte ihm nicht, es drängte ihn, sie auch zu betreten.

Als er seinem Führer die Absicht mittheilte, den Felsen zu ersteigen, erschrak dieser heftig und suchte ihn von der Ausführung seines Entschlusses abzuhalten, indem unfehlbar ein unglücklicher Tod die Folge davon seyn würde; aber Konrad beharrte darauf, und der Greis entfloh endlich, indem er versicherte, daß er solch' ein frevelhaftes Beginnen und das zuversichtlich eintretende unglückselige Ende desselben nicht mit ansehen könne.

Konrad ließ sich nicht abwendig machen, sondern drang durch das Gebüsch, das ihn noch von dem Burgfelsen trennte. Jetzt stand er vor ihm, und obwohl er sich steil genug erhob, so sah Konrad doch sogleich, daß das Ersteigen desselben mit weit geringern Schwierigkeiten verbunden sey, als das der Felsen von Tortona und Chiusa geboten; er wählte sich die bequemste Stelle aus und befand sich in kurzer Zeit in den Ruinen. Die Burg war jedoch so vollkommen zerstört, daß aus den ungeheueren Haufen von Schutt sich kaum noch hier und da ein Stück des Gemäuers erhob, und Konrad suchte vergebens zu errathen, in welcher Gegend seine Wiege gestanden haben möge. Nachdem er noch einige Zeit in den Trümmern umhergeirrt war und für das Seelenheil seines Vaters und seiner Mutter ein frommes Gebet zum Himmel hatte aufsteigen lassen, entfernte er sich und erreichte glücklich den Fuß des Felsens.

Konrad hatte wohl gethan, den Weg genau zu merken, den ihn der Köhler geführt hatte, sonst

wäre es ihm wohl sehr schwer oder gar unmöglich gewesen, den Rückweg zur Köhlerhütte zu finden, und sah er sich auch bisweilen genöthiget, mit dem Schwerte sich einen Pfad zu bahnen, so kam er doch bald in derselben an. Der alte Köhler war sehr verwundert, den Ritter wieder zu sehen, den er mit gebrochenem Genicke am Fuße des Felsens finden zu müssen glaubte.

Nachdem Konrad die Köhlerfamilie reichlich beschenkt hatte, kehrte er wieder nach Viechtach zum Herzoge zurück.

Zehntes Kapitel.

Herzog Otto's Tod.

Herzog Otto war nicht allein emsig bemüht, durch strenge Gerechtigkeitspflege und weise Sparsamkeit Ruhe und Glück in seinem Lande dauernd zu begründen, sondern er vermehrte auch ohne Gewalt und Unrecht sein Eigenthum, dadurch den Grund zu der Wittelsbacher dauernden Herrschaft legend. So erwarb er durch Kauf die Grafschaft Dachau und den Raningau, zwischen der großen und kleinen Laber gelegen, beide von bedeutendem Umfange und reichlichen Einkünften, und suchte auf möglichste Weise sein Herzogthum zu vergrößern und so viel thunlich die großen Verluste wieder zu ersetzen, die es durch die Abtretungen an Heinrich Jasomirgott erlitten hatte.

Da wurde er im Jahre 1183 von seinem Freunde, dem Kaiser Friedrich, nach Kostnitz berufen, wo derselbe Hof hielt und eben damit beschäftiget war, nach Umfluß des sechsjährigen Waffenstillstandes mit den Lombarden definitiven Frieden zu schließen. Herzog Otto war mit den italienischen Verhältnissen zu vertraut, und hatte bei früheren Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle und den Lombarden eine zu tiefe Einsicht in die Lage der Dinge gewonnen, als daß sein Rath jetzt, wo es sich darum handelte, endlich in den gegenseitigen Rechten und Pflichten das Gleichgewicht und dadurch einen dauernden Frieden herzustellen, entbehrt werden konnte. Die Unterhandlungen waren auch im besten Gange und der Kaiser hatte alle Ursache, einen für alle Zeiten günstigen Abschluß zu erwarten, als Herzog Otto plötzlich schwer erkrankte.

Leider blieben die heißen Gebete, welche die Freunde des Herzogs zum Himmel aufsandten, um dessen Wiedergenesung zu erflehen, unerhört, und schon wenige Tage nachher, es war der 11. Juli des Jahres 1183, stand Kaiser Friedrich, von sämmtlichen Fürsten umgeben, im tiefsten Schmerzgefühle an dem Sterbelager Otto's. Vor demselben kniete ein Ritter, seine Lippen waren auf die erkaltende Hand des Herzogs gepreßt, und Thräne um Thräne rann über seine männlich gebräunten Wangen: es war Ritter Konrad von der Eiche, der in dem Sterbenden sein höchstes Gut auf Erden, seinen Vater verlor, dem er alles, was er war, verdankte.

Da schlug der Herzog noch einmal die Augen auf, mit erlöschendem Blicke sah er sich in dem Kreise der Trauernden um, der sein Bett umstand; dann erhob er die Hand, legte sie segnend auf die Stirne des knieenden Konrad's und reichte sie dann dem Kaiser, der sie weinend ans Herz drückte. Einige Minuten nachher hatte das treueste, liebevollste Herz, das auf Erden geschlagen, das Herz des großen Wittelsbachers zu schlagen aufgehört. — In tiefster Trauer verließ Kaiser Friedrich das Sterbezimmer, indem er ausrief: „Das Reich hat den tapfersten Mann, der Kaiser seinen treuesten Freund verloren!"

Noch lange blieb Konrad von der Eiche vor dem Bette knieen, in welchem sein väterlicher Freund, der Herzog Otto I. von Bayern, den letzten Todeskampf gekämpft hatte, bis er endlich, zu dem Kaiser berufen, sich mit Gewalt aus dem Zustande von Bewußtlosigkeit emporriß, in den der Schmerz über den erlittenen Verlust ihn versetzt hatte.

Der Kaiser empfing den Ritter in Trauerkleidern. „Ritter," sagte er zu ihm, „Niemand als Ihr weiß besser den Schmerz zu schildern, der mich und alle Freunde des Herzogs bei seinem Tode ergriffen hat; Niemand ist also geeigneter als Ihr, der Frau Herzogin Agnes von Bayern den Tod ihres Gemahles anzukündigen. Rüstet Euch also zur Abreise, damit diese so bald als möglich erfolge. Euch auf dem Fuße werde ich einen der Großen meines Hofes folgen lassen, welcher der hohen Frau

IV. Bdchn.

Zu S. 102.



mein Condolenzschreiben überbringt. Sagt ihr aber vorher, wie großen Antheil ich an ihrem Verluste nehme, der mich selbst so nahe berührt."

Wenige Stunden darauf verließ eine Schaar Reiter, an deren Spitze sich ein Ritter befand, welcher in seinem Aeußern die Zeichen der tiefsten Trauer trug, die Stadt Kostnitz und setzte im scharfen Trabe die Reise fort. Nur wenige Stunden gönnten sich die Reiter zur nächtlichen Ruhe, und an der Grenze von Bayern angekommen wechselten sie oft Pferde, um so schnell als möglich das Ziel ihrer Reise zu erreichen, damit die Kunde von des Herzogs Tode nicht früher als sie selbst auf dem herzoglichen Schlosse Kelheim eintreffe. An allen Orten, durch welche sie zogen, blickten die Leute ihnen nach und falteten bestürzt die Hände, denn sie erkannten die Reiter als bayerische und ahnten Unglück aus den Zeichen der Trauer, die sie trugen.

Als die Schaar sich dem Schlosse Kelheim näherte und der Führer derselben, Ritter Konrad von der Eiche, dasselbe vor sich liegen sah, brach ihm fast das Herz, und er mußte mit Gewalt nach Fassung ringen, um in würdiger Haltung vor der Herzogin Agnes zu erscheinen.

Der Thurmwart hatte durch das übliche Zeichen angekündigt, daß eine bewaffnete Schaar, welche die Farbe der Trauer an sichtrage, Einlaß begehre. Gleich darauf erkannte man in dem Anführer derselben den Ritter von der Eiche, und alles eilte ihm in höchster Bestürzung fragend entgegen;

Konrad aber schritt in düsterem Schweigen durch die ihn umdrängende Menge und verlangte, augenblicklich bei der Herzogin Agnes vorgelassen zu werden. Diese, schnell von seiner Ankunft unterrichtet, trat ihm an der Thüre ihres Kabinettes entgegen und fragte, von banger Ahnung ergriffen:

„Euere Botschaft, Ritter?"

Konrad, vom tiefsten Schmerze ergriffen, beugte ein Knie vor der edlen Frau, und der Strom von Thränen, der über seine Wangen niederströmte, und die krampfhafte Bewegung seiner Brust, welche seine Stimme erstickte, verkündigte der Herzogin den unersetzlichen Verlust, den sie erlitten.

„Mein Gemahl —" rief sie athemlos.

„Befindet sich unter den Seligen!" brachte Konrad mühsam hervor.

Mit einem Rufe des Schmerzes fiel die edle Herzogin ohnmächtig in die Arme der Kammerfrau, die schnell herbeigeeilt war; Konrad erhob sich und verließ gebeugten Hauptes das Gemach, um sich zu des Herzogs Bruder, dem Erzbischofe von Mainz, der eben auf dem Schlosse anwesend war, zu begeben und ihm über den Tod des Herzogs Näheres zu berichten.

Nachdem die Herzogin sich wieder so weit erholt hatte, daß sie des Ritters Trauerbotschaft in ihrem ganzen Umfange empfangen konnte, ließ sie denselben zu sich rufen, um alle näheren Umstände der Krankheit und des Todes ihres Gemahles von ihm zu erfahren. Diese Mittheilung nahm viele

Zeit in Anspruch, denn sie wurde oft durch Thränen und Ausbrüche überwältigenden Schmerzes unterbrochen.

Die Trauerfahne, welche neben der blau und weißen Fahne auf dem Thurme des Schlosses wehte, verkündigte den Bewohnern der Umgegend den Tod ihres geliebten Fürsten, und bald hatte sich diese Trauerkunde im ganzen Lande verbreitet. Ganz Bayern trauerte tief, denn Otto, als Jüngling durch Glück und Kühnheit groß, als Mann bedacht und starkmüthig, hatte immerdar Ruhm mehr als Gut, Gerechtigkeit mehr als Ruhm, das Vaterland über Alles geliebt.

Nur einen Tag weilte Konrad von der Eiche auf dem Schlosse Kelheim, dann verließ er es, um sich an die Spitze des Trauerzuges zu setzen, welcher mit großer Pracht den Leichnam des Herzogs in das Kloster Scheyern führte, wo er dem Willen des Verstorbenen zufolge beigesetzt wurde. Kaiser Friedrich hatte, um das Gedächtniß seines Freundes zu ehren, seine beiden Söhne, Herzog Friedrich von Schwaben und Philipp abgesendet, und auch viele Große des Reiches und Bayerns wohnten den Trauerfeierlichkeiten bei.

Herzog Otto hatte in seinem letzten Willen als Erzieherin des hinterlassenen neunjährigen Prinzen Ludwig seine Gemahlin Agnes und als Vormünder seine drei Brüder, Konrad, Erzbischof von Mainz, Friedrich, Benediktinermönch in dem von seinem Vater gestifteten Kloster Ensdorf, und den

Pfalzgrafen Otto VI. von Wittelsbach ernannt. Diese führten die Regierung im Namen des minderjährigen Prinzen und verwalteten ruhig ihr Geschäft, und den Großen Bayerns war das Andenken an ihren ersten Herzog aus dem erlauchten Hause der Wittelsbacher so heilig, daß Keiner von ihnen, sonst in diesen Zeiten immerwährender Fehden jede sich dazu darbietende Gelegenheit zu benützen gewöhnt, die mindeste Feindseligkeit gegen dessen Erben zeigte, und Kaiser Friedrich, der großen Dienste eingedenk, die ihm Otto einst erwiesen, ertheilte dem Sohne desselben, obwohl er noch ein Kind war, gegen das Herkommen das erledigte Herzogthum.

Nachdem Ritter Konrad von der Eiche von Scheyern, wo er von seinem väterlichen Freunde und Gebieter für diese Welt Abschied genommen hatte, nach Kelheim zurückgekehrt war, wollte er den Hof der Herzogin verlassen und sich in die Einsamkeit einer seiner Burgen zurückziehen, um da, abgeschieden von der Welt, der Erinnerung an den Verstorbenen zu leben. Als er der Herzogin Agnes seinen Entschluß mittheilte, gab ihm diese deutlich ihren Schmerz darüber zu erkennen und sagte:

„Wie, Ritter, meinem Gemahle habt Ihr Euere treuen Dienste geweiht, und mir, dessen Wittwe, und dem unmündigen Sohne desselben, die ihrer nun um so mehr bedürfen, wollt Ihr sie versagen? Das wolle Gott nicht, und wie könntet Ihr auch besser beweisen, daß Euch der Verstorbene theuer

gewesen, als wenn Ihr Euer Schwert, das immer so tapfer an der Seite des Herzogs gekämpft hat, nun der Vertheidigung der Rechte seiner Hinterlassenen widmet? Gebt also Eueren Entschluß auf, Ritter, und bleibt bei mir; Ihr stehet in der vollen Kraft des Mannesalters, seht Euch um unter den edlen Töchtern des Landes nach einer Hausfrau; laßt mich Euere Brautwerberin seyn, und wenn Ihr auch auf Euern Burgen nach dem Rechten sehen wollt, so gebt mir Euer ritterliches Wort, daß Ihr Euch fortan immer als mir angehörig betrachten und im Falle der Noth sogleich zu meinem Beistande herbeieilen wollt. Gelobt mir das, Ritter!"

Bei diesen Worten reichte die Fürstin dem Ritter die Hand; dieser drückte sie, von so großer Huld hingerissen, ehrfurchtsvoll an seine Lippen und erwiderte:

„Es sey ferne von mir, Frau Herzogin, Euern Befehlen entgegen zu handeln, und bedürft Ihr meines Armes, so ist er Euer Eigenthum, so lange ein Tropfen Blut in ihm fließt. Doch gestattet mir, mich für kurze Zeit zu entfernen, um mich zu erholen von dem schmerzlichen Eindrucke, den der Tod meines Herzogs und Gebieters auf mich gemacht hat. Seine Huld hat mich mit zeitlichem Gute in reichlichem Maaße beschenkt, und noch habe ich meinen Unterthanen mich nicht als Vater gezeigt, mich noch nicht persönlich um ihr ewiges und zeitliches Wohl bekümmert; ich möchte das nun, und in

dieser Sorge die Wunde vernarben lassen, die mir der Tod Eueres erlauchten Gemahles geschlagen. Was jedoch die Hausfrau betrifft, welche Euere Huld mir unter den edlen Töchtern des Landes auswählen will, so gestattet mir, Euch in Ehrfurcht zu versichern, daß sich in meinem Herzen kein Raum mehr für eine solche findet: es ist getheilt zwischen Gott und meiner gnädigsten Gebieterin, der Herzogin von Bayern, und eine Hausfrau, auch die beste," fügte der Ritter mit halbem Lächeln hinzu, „müßte sich immer in der mißlichen Lage befinden, sich diesen beiden zurückgesetzt zu sehen, und wie sollte ich einem edeln Weibe solch ein Schicksal bereiten?"

Die Herzogin, den Gründen des Ritters weichend, entließ ihn gnädig, ließ sich jedoch noch einmal das Versprechen von ihm geben, sogleich zu ihrem Beistande herbeizueilen, wenn sie dessen bedürfe.

Konrad schied aus dem Schlosse Kelheim, von einigen Knappen begleitet, um sich auf eine seiner Burgen zu begeben, die am Eingange des bayerischen Waldes gelegen war. Mit Freude empfingen ihn die Landbewohner, die ihm zinsbar waren: er hatte noch niemals, so lange er ihr Herr war, unter ihnen geweilt, und manche Streitigkeiten waren zu schlichten, manche drückende Last zu erleichtern, mancher Mißbrauch abzustellen und überhaupt manche Gelegenheit vorhanden, Gutes zu üben. Konrad ließ denn auch keine derselben unbenutzt vorüber-

gehen und zeigte sich als wahrer Vater seiner Unterthanen, die dieses auch mit um so größerem Danke erkannten, als ihre Nachbaren alle unter dem schweren Drucke ihrer Herren seufzten.

Auf diese Weise überall Gerechtigkeit übend und Segen verbreitend, wie es einem christlichen Gebieter geziemt, zog Konrad von der Eiche von einer seiner Burgen zur andern, aller Orten glückliche Menschen und mit Dank erfüllte Herzen zurücklassend. Seinen Aufenthalt nahm er endlich auf der Burg, die er zuerst besucht hatte, weil sie dem Hoflager der Herzogin am nächsten lag und eine Botschaft der letzteren ihn hier am schnellsten erreichte.

Mehrere Jahre hatte Konrad da, den Angelegenheiten seiner Unterthanen und andern Friedensgeschäften gewidmet, verlebt, als er die Aufforderung der Herzogin erhielt, sich nach dem Schlosse Wartenberg, unfern Moosburg gelegen, zu begeben, wohin sie seit längerer Zeit ihr Hoflager verlegt hatte, damit er ihr dort mit Rath und That beistehe.

Bischof Otto von Freising hatte, seitdem die Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Hause Wittelsbach durch Unterhandlungen beigelegt waren, an welchen Ritter Konrad von der Eiche thätigen Antheil genommen, seine Residenzstadt Freising mit Bollwerken umgeben und an der Mosach eine Veste erbaut, welche nach des Bischofs Namen die Ottenburg genannt ward. Diese Burg wurde mit Kriegsvolk besetzt, welches die Wege verlagerte und alle

Salzfuhren zwang, statt über die Isarbrücke bei München über jene bei Böring, welche dem Hochstifte Freising angehörte, zu fahren und da den Zoll zu bezahlen, welcher jährlich eine beträchtliche Summe abwarf.

Die Herzogin wollte diese Schmälerung ihres Einkommens nicht dulden und der Gewalt Gewalt entgegensetzen. In dem im Schlosse Wartenberg versammelten Rathe wurde ein Kriegszug gegen das Hochstift Freising beschlossen und dem Ritter Konrad von der Eiche die Leitung desselben übertragen. Viele Ritter fanden sich mit ihren Lehensmännern ein, viele Söldlinge vermehrten das bayerische Heer und Bischof Otto konnte seinen Untergang voraussehen, wenn er nicht nachgeben würde. Er that es nicht, obwohl der Anführer der Bayern ihn durch einen Friedensboten auffordern ließ, im Angesichte der Uebermacht, die gegen ihn im Anzuge sey, die Wege freizugeben. Da mußte Konrad endlich seiner Pflicht gemäß zum Angriffe schreiten. Das Kriegsvolk des Bischofs verließ bald, dem ungestümen Anfalle der Bayern weichend, das offene Feld und zog sich in befestigte Plätze zurück; allein auch hier konnte es sich nicht lange halten: die Burgen wurden erstürmt und die Besatzung niedergemacht. Das nämliche Schicksal traf die Stadt Freising: mehrfacher Aufforderungen ungeachtet und trotz der guten Bedingungen, die Konrad ihr machen zu dürfen glaubte, wollte sie sich den Bayern nicht ergeben, und der Anführer derselben mußte, trotz der

Gesinnungen von Ehrfurcht, die er für den Bischof Otto hegte, ernste Anstalten treffen, die Stadt in seine Gewalt zu bekommen. Den guten Anordnungen, die er getroffen, und der Tapferkeit seiner Krieger mußte es verdankt werden, daß die Mauern von Freising erstürmt wurden, und das bayerische Heer unaufhaltsam in die Stadt drang. Leider ist es unmöglich, den einmal entfesselten Strom in dem Fortschritte seiner Verheerungen aufzuhalten: die von dem erfahrenen Widerstande gereizten Soldaten machten alles nieder, was ihnen in den Weg kam, plünderten die Häuser aus und warfen Feuer in sie, so daß ein großer Theil der Stadt in Feuer aufging. Ein gleiches Loos hatte die meisten Ortschaften des Hochstifts getroffen und der Bischof mußte den Widerstand, den er der Uebermacht entgegengesetzt, theuer bezahlen.

Der Streit um die Zollbrücke war darum noch nicht geendigt, sondern wurde erst später durch den Kaiser Philipp geschlichtet, welcher das Recht der Zollbrücke dem Herzoge von Bayern zusprach, diesem aber auferlegte, aus den Erträgnissen des Zolles dem Hochstifte Freising jährlich siebenundfünfzig Drachmen Goldes als Entschädigung zu reichen.

Eilftes Kapitel.

Konrad von der Eiche in Palästina.

Alle Fehde, die bisher noch immer in vielen Gegenden Deutschlands geherrscht hatte, verstummte

plötzlich, als die Schreckenskunde eintraf, daß die Christen im heiligen Lande durch Uneinigkeit unter ihren Führern bei Tiberias (Hittin) im Jahre 1187 gänzlich durch Saladin geschlagen worden (obwohl das Heer noch zwölfhundert geharnischte Ritter und zwanzigtausend Mann Fußvolk stark gewesen war) und Jerusalem dann gleichfalls am 3. Oktober desselben Jahres in die Hände der Türken gefallen sey. Achtundzwanzig Jahre hatte diese bei den Führern aus einer edlen Begeisterung hervorgegangene und mit so unendlich vielen Opfern von Gut und Menschenleben erkaufte Eroberung des heiligen Grabes gedauert; die dort angesiedelten Christen, Fürsten und Völker, hatten aber den Türken keinen sehr glänzenden Begriff von den Tugenden der Abendländer beigebracht, denn, verweichlicht von dem südlichen Klima, hatten die Edlen nur nach Herrschaft in den vielen kleinen Reichen, die Masse des Volkes aber größtentheils nur nach einem asiatischen Wohlleben gestrebt, welches selbst den frommen Pilgern zum Anstoße diente, die jetzt friedlich nach Jerusalem hatten wandern dürfen.

Mit größtem Eifer betrieb jetzt der Papst Gregor VIII. einen neuen Kreuzzug zur Wiedereroberung Jerusalems, aber er fand anfangs, namentlich in Deutschland, wenig Anklang. Als aber Kaiser Friedrich sich bereit erklärte, an die Spitze des Heerzuges zu treten, war die Theilnahme so groß, daß im Monate Mai 1189 sich ein auserlesenes Heer von dreißigtausend Mann bei Regensburg sammelte.

Auch Konrad von der Eiche fühlte sich im Innersten gedrängt, der heiligen Sache der Wiedereroberung des Grabes, aus welchem der Erlöser der Welt siegreich erstanden war, seine Kräfte zu widmen, und als es zur Gewißheit geworden war, daß Kaiser Friedrich an der Spitze stehe, welchen er jetzt, nachdem Herzog Otto von Bayern die Welt verlassen hatte, für den Ersten der deutschen Fürsten hielt, stand sein Entschluß unerschütterlich fest. Er ordnete seine Angelegenheiten und eilte nach Wartenberg, um von der Herzogin Agnes Abschied zu nehmen.

„Die Sache, der ich meinen Arm leihen will," sagte er ihr, „ist die heiligste, welcher sich ein christlicher Ritter widmen kann, und geeignet, die höchste Begeisterung zu erwecken und zur unbedingtesten Hingebung anzuregen. Meine huldvolle Fürstin, selbst so fromm, wird mich daher nicht abhalten wollen, diese heiligste Pflicht eines christlichen Ritters zu erfüllen, besonders da alle Waffen, welche das deutsche Reich besitzt, in diesem Augenblicke bereit sind, alle innere Fehde aufgebend, sich gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit zu kehren."

„Ferne sey es von mir, Ritter," erwiderte die edle Herzogin, „selbstsüchtig meine Angelegenheiten oder die unseres Vaterlandes Bayern jenen der ganzen Christenheit vorziehen zu wollen; ziehet also und stehet dem hochherzigen Friedrich mit allen Eueren Kräften bei, das große Ziel zu erreichen, das er sich vorgesteckt; ich habe zu gleichem Zwecke eine

starke Schaar Reiter ausgerüstet; habt sie im Auge, Ritter, und möget Ihr mir einst, wenn Euch Gott die Rückkehr gestattet, berichten können, daß sie sich im Kampfe mit den Ungläubigen als Christen und Bayern bewährt haben. Was kann ich schwache Frau mehr thun? Doch ja, ich kann für diese heilige Sache noch mehr thun: ich kann beten für ihr Gelingen, ich kann Gott bitten, daß es seiner Gnade gefallen möge, dem Kreuze, diesem heiligen Zeichen der Erlösung, den Sieg zu geben, und seyd dessen versichert, ich will die Waffe des Gebetes fleißig gebrauchen. Lebt nun wohl, Ritter, Gott möge Euch zum Siege führen, ich bin der Ueberzeugung, daß, wird er nicht errungen, Ihr die Schuld nicht theilen werdet, die ihn verwirkt hat."

In tiefster Rührung nahm Konrad von der hohen Frau Abschied; solche Gesinnungen, würdig der Gemahlin und der Mutter eines Wittelsbachers, konnten ihn nur noch mehr zum Muthe und zur Ausdauer in seinem heiligen Eifer entflammen.

Im Lager bei Regensburg traf er den Kaiser. Dieser war hocherfreut, den tapfern Kämpfer, dessen Verdienst er in seinen Römerzügen schon zu erkennen hinreichende Gelegenheit gehabt hatte, zu den Seinigen zu zählen und er wies ihm eine wichtige Stelle in seiner nächsten Umgebung an.

Als der Kaiser, begleitet von den Herzogen Schwabens und Meraniens, von vielen Grafen, Bischöfen und Aebten die Donau hinabfuhr gegen Ungarn und Griechenland, war die Zahl des Kreuz-

heeres zu sechsmalhunderttausend Kämpfern angewachsen, welche zu Land und zu Wasser gegen Palästina zogen.

Mit den Beherrschern der Länder, durch welche der Kreuzzug seinen Weg nehmen sollte, hatte der Kaiser schon vorher Verträge abschließen lassen, damit der Durchzug selbst und der Ankauf von Lebensmitteln für die Kreuzfahrer keine Hindernisse fände, und so auch mit dem griechischen Kaiser Isaak. Aber die von Letzterem zur Leitung des Zuges an Friedrich abgeschickten Bevollmächtigten benahmen sich wankelmüthig, zweideutig und gaben den Pilgern Grund zu gerechten Klagen. So hatte man mit Vorsatz nicht hinreichend für Lebensmittel gesorgt, die Wege verderbt, die engen Päße besetzt und vermauert und diejenigen Pilger feindlich behandelt, welche sich, Nahrung suchend, von dem großen Heere entfernten. Zur Ordnung dieser und ähnlicher Angelegenheiten hatte Kaiser Friedrich Gesandte nach Konstantinopel an den griechischen Kaiser abgeschickt. Gegen alles Völkerrecht wurden diese Gesandten aber, nach einem kurzen höflichen Empfange von Seite Isaak's, in das Gefängniß geworfen unter dem nichtigen Vorwande, man wisse, Friedrich wolle das griechische Reich zerstören und seinem Sohne die Krone aufsetzen. Nur wenn man Geißeln stelle und die Hälfte der von den Saracenen zu erobernden Länder den Griechen abtrete, könne ein freier Durchzug gestattet werden.

Auf die Versicherung des Kaisers Friedrich,

daß er keine feindlichen Absichten gegen das griechische Reich hege und sich, sobald man seine Gesandten auf freien Fuß setze, zu allem bereit finden lassen wolle, was nicht wider die Ehre Gottes und des Reiches streite, wurden zwar die Gesandten endlich entlassen, aber dennoch Schwierigkeiten aller Art erhoben, so daß der Kaiser beschloß, mit dem Kreuzzuge unaufhaltsam und, wenn nöthig, mit Gewalt der Waffen vorzubringen.

Ungeachtet der Erklärung Kaiser Friedrich's dachte man in Konstantinopel noch immer an Krieg, und der Patriarch predigte öffentlich: daß ein Grieche, der zehn Griechen umgebracht habe und nun hundert Kreuzfahrer erschlage, bei Gott Vergebung seiner Sünden erlange.

Der Kaiser erreichte inzwischen am 22. Novbr. Adrianopel, während sein Sohn Herzog Friedrich einige andere Städte mit Gewalt nahm und die sich widersetzenden Griechen überall zurückschlug. Hiedurch eingeschüchtert gestattete endlich Isaak den friedlichen Durchzug der Pilger, ohne jedoch von verschiedenen Neckereien gänzlich abzulassen. So behandelte er die deutschen Gesandten ungebührlich, als wären sie seine Unterthanen, und ließ sie, ob sich gleich Bischöfe und Grafen unter ihnen befanden, nicht niedersitzen. Diese Unhöflichkeit bestrafte Friedrich dadurch, daß er gegen die an ihn geschickten griechischen Gesandten den Schein übergroßer Höflichkeit annahm und deren Bediente und Stallknechte mit ihnen auf ganz gleichem Fuße behandelte, zum

Zeichen, daß zwischen ihnen allen kein wahrer innerer Unterschied vorhanden sey. Als aber dennoch einer der Gesandten Friedrich nur als Schutzherrn der Stadt Rom bezeichnete und hinzufügte, er müsse dem heiligen Kaiser Isaak Angelos als seinem Oberen, und zwar um so mehr gehorchen, da er mit den Pilgern wie in einem Netze gefangen sey, — da gab ihm Friedrich mit schreckender Würde zur Antwort:

„Ich bin durch Wahl der Fürsten und des Papstes Bestätigung Kaiser, nenne mich aber, meiner Sünden eingedenk, nicht einen Heiligen. Für jetzt hat uns Gottes Gnade die Regierung und Herrschaft auch im griechischen Reiche so weit gegeben, als wir deren zu unserem großen Zwecke bedürfen, und die Netze, mit denen ihr prahlt, werden wir zerreißen gleich Spinneweben."

Während des Winters lagen die Kreuzfahrer zerstreut zwischen Philippopel und Konstantinopel, allmählich zog sie Friedrich aber an die Hauptstadt heran. Isaak überzeugte sich endlich von der dringenden Nothwendigkeit, die Pilger schnell durch seine Staaten hindurchzuführen und einen neuen Frieden abzuschließen. Dieser kam endlich zu Stande: Isaak stellte vierundzwanzig Geißeln und verlobte seine Tochter mit Philipp, dem Sohne des Kaisers Friedrich.

Sieben Tage, vom 23. bis 29. März 1190, dauerte bei Kalipolis das Ueberschiffen; man zählte 82,000 Pilger, darunter einen Erzbischof, sieben Bischöfe, zwei Herzoge u. s. w. Friedrich verweilte

am europäischen Ufer, bis er sich überzeugt hatte, daß keiner von den Seinigen zurückblieb, dann rief er, Asien betretend, aus:

„Liebe Brüder, seyd getrost und voll Vertrauen, das ganze Land ist in unsern Händen.“

Hierauf wurde das Heer neu geordnet und abgetheilt. Herzog Friedrich von Schwaben führte den Vortrab, das Gepäck stellte man in die Mitte und brachte es der bergigen Gegenden wegen von Wägen auf Lastthiere; der Kaiser deckte den Nachzug.

Wir haben bisher von dem Antheile nicht Erwähnung gethan, welchen Ritter Konrad von der Eiche an den bisher stattgefundenen kriegerischen Bewegungen der Kreuzfahrer genommen hat. Er hatte sich bis jetzt in der unmittelbaren Nähe des Kaisers befunden und war von diesem zu den wichtigsten Sendungen und Botschaften gebraucht worden, welche nicht allein die Schärfe des Schwertes, sondern auch die des Verstandes und der kriegerischen Erfahrung bedurften. Jetzt wurde seine Stellung eine andere, wichtigere, ja die schwierigste im Heere: der Kaiser stellte ihn nämlich mit einer auserlesenen Schaar, unter der sich auch die beim Heere befindlichen Bayern befanden, an die Spitze der Vorhut. Konrad hatte daher den ersten Angriffen zu begegnen, welche auf die Kreuzfahrer gemacht wurden, er hatte die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich dem Fortzuge derselben entgegensetzten, und überhaupt dafür zu sorgen, daß das Heer nicht unvorbereitet in den Kampf gerufen

würde. Daß der Kaiser diese wichtige Stelle, von welcher das Wohl und Weh des ganzen Zuges der Kreuzfahrer hauptsächlich abhing, dem Ritter Konrad von der Eiche anvertraute, zeugt von dem festen Vertrauen, das derselbe in die Mannhaftigkeit und Erfahrung des Ritters setzte.

Das erste Hinderniß, welches sich dem Zuge des Heeres entgegensetzte, waren die griechischen Raubhorden, welche, unbekümmert um das Versprechen ihres Kaisers, Konrad's Schaar fortwährend beunruhigten, so daß dieser fortwährend die größte Vorsicht anzuwenden hatte, um nicht in einen Hinterhalt zu fallen. Wenn das deutsche Schwert die eine dieser Räuberhorden in die Flucht geschlagen hatte, da wurde die Schaar unversehens wieder von einer andern angefallen, und die Arglist der Griechen fand tausend Mittel, hinter Felsen und Gebüschen hervor die äußerste Vorhut zu beunruhigen. So kam man unter ununterbrochenen Scharmützeln bis Philadelphia in Lydien und betrat bei Laodicea das türkische Gebiet.

Hier wurden die Kreuzfahrer zuvorkommend aufgenommen und mit Lebensmitteln reichlich versorgt, und sie zogen rasch vorwärts, auf diese wohlwollende Aufnahme und die Fruchtbarkeit des Landes vertrauend, ohne sich hinreichend mit Lebensmitteln zu versorgen. Es trat daher großer Mangel an denselben ein, als sie in wüste, wasserlose Gegenden kamen. Zudem umschwärmten beutelustige Türken das Heer Tag und Nacht und griffen bald

die Vordersten, bald die Hintersten, überall die Vereinzelten an, konnten aber sehr selten zum Stehen und Kampfe gebracht werden. Vergeblich waren die Beschwerden bei dem seldschuckischen Sultan Kilidsch Arslan von Ikonium; er sey außer Stande, ließ er antworten, die wilden, unstäten, türkischen Stämme zu bändigen. Ritter Konrad von der Eiche hatte also hier mit türkischen wie dort mit griechischen Raubhorden fortwährende Kämpfe zu bestehen.

Eines Morgens, als sich eben die Kreuzfahrer zum Aufbruche rüsteten, erhielt er von einem Kundschafter die Anzeige, daß eine Horde räuberischer Türken hinter nahen Gebüschen verborgen sey, um das Lager bei der Anordnung des Aufbruches zu überfallen. Er wollte eben mit seiner Schaar aufbrechen, um seinen Platz an der Spitze des Heeres einzunehmen, und machte sich auf den Weg, wandte sich aber bald und stellte sich in geringer Entfernung von den Türken in ihrem Rücken an einer Stelle auf, wo er von ihnen nicht gesehen werden und dennoch alle ihre Bewegungen beobachten konnte. Kaum war das Hauptheer der Kreuzfahrer abgezogen, während die Letzten noch mit Bepacken der Lastthiere beschäftigt waren, als die Türken mit ihrem Allah-Ruf in das von Streitern verlassene Lager aus ihrem Hinterhalte hervorbrachen und die Führer der Lastthiere überfallen wollten; aber Konrad mit seinen Bayern und Schwaben fiel den Räubern in den Rücken und richtete ein solches Blutbad unter ihnen an, daß nur wenige von ihnen mit blutenden Köpfen entrannen.

Bald hatte Konrad von der Eiche abermals Gelegenheit, seine Tapferkeit zu bewähren. Als das Heer nämlich bei Nikopolis vorübergezogen war, gelangte es durch unfruchtbare Gegenden in ein enges Thal. Am Ende desselben erhob sich ein Berg, welchen Herzog Friedrich mit dem Vorderzuge rasch hinanzog, Ritter Konrad von der Eiche am Fuße des Berges zurücklassend, damit die Verbindung des Heeres nicht zu sehr unterbrochen, werde. Durch irgend ein Hinderniß aufgehalten, konnten das Gepäck und der Kaiser mit dem Nachzuge nicht schnell genug folgen, und es entstand in der Mitte eine Lücke, in welche die Türken eindrangen wobei sie zugleich das ganze Heer umringten. Da warf sich ihnen Konrad mit seiner tapfern Schaar entgegen und hielt sie trotz ihrer gewaltigen Uebermacht so lange auf, bis das Gepäck die Höhe des Berges erreicht hatte, und Herzog Friedrich mit dem Vorderzuge umgekehrt war und sich ebenfalls in den Kampf mischte. Die Türken wurden nun zurückgetrieben, aber nicht ohne großen Verlust auf Seite der Christen; Herzog Friedrich verlor durch einen Steinwurf mehrere Zähne und Konrad wurde durch einen Pfeil am linken Arme verwundet. Selbst die verwundet auf dem Boden liegenden Türken warfen noch Steine und Erdschollen auf die Christen.

Das Heer zog weiter, aber bald wurde es zweifelhaft, welchen Weg man einschlagen solle, denn die Hauptstraße war von den Türken ungangbar gemacht worden, und zur Rechten zeigten sich undurch-

dringliche Wüsten. Da fing Konrad von der Eiche einen Türken auf und versprach ihm große Belohnung, wenn er sich zum Führer gebrauchen lassen wolle. Der Türke versprach es und führte das Heer auch wirklich links über die Berge in eine fruchtbare Ebene. Aber bei dem Hinabsteigen von dem steilen Gebirge verlor man viele Pferde und vieles Gepäcke und die Ebene gewährte nicht die gehofften Erfrischungen, weil die leicht berittenen Türken alle Zufuhr abschnitten und nicht das Geringste ohne Gefecht zu gewinnen war. Nie hatten die Pilger Ruhe, zu allen Stunden des Tages und der Nacht wurden sie bald durch Kriegsgeschrei, bald durch den Schall der Trompeten aufgeschreckt und in sechs Wochen konnten sie die Rüstung nicht ablegen. Außerdem brach ein solcher Mangel ein, daß man Pferdefleisch essen und Pferdeblut trinken mußte. Aber ungeachtet dieser schrecklichen Lage hielt Friedrich strenge Mannszucht und bestrafte, selbst nach dem Zeugnisse seiner Feinde, jeden Frevel an den Geringeren, jeden Mißbrauch der anvertrauten Gewalt an den Vornehmen. So strenge Mittel kamen indeß nur gegen Wenige zur Anwendung: im Allgemeinen zeigten die Pilger in Noth und Gefahr eine fast unglaubliche Geduld und Ausdauer. Einzelne, welche verzweifelnd zu den Türken übergingen und dem Christenthume entsagten, galten für keinen wahren Verlust und der unverzagte Kaiser sprach: „Wie konnten wir in solcher Gesellschaft glücklich

seyn? Die Flucht jener Gottlosen ist eine erwünschte Reinigung des Heeres."

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung.

Um diese Zeit baten die Gesandten des Sultans, daß sie, von einem deutschen Ritter begleitet, den Befehlshaber der umherschweifenden Türken aufsuchen dürften, damit sie ihn wo möglich durch Rath und Drohungen von weiterer Belästigung der Pilger abhalten möchten. Gern bewilligte der Kaiser ihr Gesuch und beschloß, den Ritter Konrad von der Eiche den Gesandten beizugeben, da ein Mann von Muth und Entschlossenheit so wie von reifer Erfahrung dazu gehörte, um die allenfallsigen Gefahren, die er zu bestehen haben möchte, glücklich überwinden zu können. Doch der Ritter lag an der erhaltenen Wunde darnieder, welche von einem Pfeile mit vergifteter Spitze herzurühren schien. Der Arm war angeschwollen und Konrad konnte sich desselben nur schwer zur Leitung seines Pferdes bedienen. Gottes Vorsehung hatte dem Leben des Ritters noch nicht sein Ziel gesteckt, denn jener Ritter, den der Kaiser nun mit den Gesandten abschickte, ist niemals wieder zurückgekehrt; auch diese erschienen nicht wieder, und es hieß, sie würden mit Gewalt zurückgehalten, der Ritter aber sey ermordet worden.

Bald nachher offenbarte sich der Verrath: am

14. Mai 1190 erblickte man das Heer des Sultans von Ikonium, welches sich mit den umherschweifenden Türken vereinigt hatte und nach der geringsten Angabe 300,000 Mann stark war. Welch eine schreckliche Aussicht bei der Minderzahl und der körperlichen Ermattung der Christen! Deßhalb wandten sich alle Gedanken zum Himmel, der allein zu helfen vermochte, und der Bischof von Würzburg ermahnte die Versammelten, sie sollten Hoffnung und Vertrauen nicht schwinden lassen und an das Beispiel der heiligen Martyrer gedenken, dann werde Gottes Geist und Hilfe allen nahe seyn.

Auch Friedrich sprach mit der Kraft und Festigkeit, welche ihn nie verließ, und erinnerte, daß nur der Tapfere auf Rettung hoffen könne, jeder aber, der die Gefahr fliehe, darin umkommen müsse. — Da stimmten alle den Kriegsgesang an und kehrten, jedes Leiden vergessend, von dem aufgerichteten Altare, vor dem sie versammelt gewesen, in ihre Zelte zu einer nur kärglichen Mahlzeit zurück. Mit dem Anbruche des Tages vertheilten die Bischöfe den Leib des Herrn und schnell trat dann das Heer in Schlachtordnung.

Melched, der feindliche Feldherr und Schwiegersohn des Sultans, wollte sogleich angreifen, aber einer seiner angesehensten Rathgeber brachte den Arm eines Türken in die Versammlung, welcher trotz des starken Harnisches von einem Kreuzfahrer abgehauen war und sprach:

„Herr, mit Männern, welche so großen Muth

und so gewaltige Waffen haben, ist nicht gut in der Nähe kämpfen; wir werden aber durch Zögern, Aushungern, Beunruhigen ihrer Meister werden, mehr als durch eine offene Schlacht."

Viele stimmten dieser Ansicht bei, aber Melech vertraute der Ueberzahl seiner Mannschaft und drang auf eine schnelle Entscheidung. Sie ward ihm zu Theil: die Christen durchbrachen mit solcher Gewalt die Reihen der Türken, daß 10,000 von diesen auf dem Platze blieben, die übrigen nach Ikonium flohen und Melech selbst, der mit dem Pferde gestürzt war, kaum sein Leben rettete.

Konrad von der Eiche hatte zum glücklichen Ausgange der Schlacht wesentlich beigetragen, trotzdem, daß seine Wunde noch nicht völlig geheilt war. Mit seiner tapfern Schaar in den vordersten Reihen kämpfend, gewahrte er mit geübtem Blicke eine Schwäche des linken feindlichen Flügels; er erbat sich vom Kaiser die Erlaubniß, dieselbe benützen zu dürfen, erhielt sie und verschwand mit den Seinigen aus der Reihe der Kämpfer. Aber bald erschien er wieder und zwar im Rücken der Feinde, welche, von Vornen und von der Rückseite zu gleicher Zeit angegriffen und von den furchtbaren deutschen Schwertern bedroht, sich, obwohl zehnfach zahlreicher als die Angreifenden, eiligst auf die Flucht begaben.

Aber so großen Ruhm dieser Sieg auch den Kreuzfahrern brachte, so wenig wurde dadurch ihre äußere Lage gebessert, denn als beim Einbruche der Nacht kein Feind mehr zu sehen war und alle sich

wieder um ihre Feldzeichen gesammelt hatten, befanden sie sich in einer öden, wasserlosen Gegend, Lebensmittel fehlten gänzlich, und den entsetzlichen Durst löschten manche mit dem Blute getödteter Pferde oder nagten an ausgerissenem Grase. Erst am folgenden Tage erreichte man eine sumpfige Stelle und fand schlechtes Wasser. Ohne Salz und Gewürz gekochtes Esels- oder Pferdefleisch galt für eine kostbare Labung, und weil es in dieser Gegend durchaus an Holz fehlte, so machte man Feuer von Sätteln und alten Kleidern.

Ueber alle diese Umstände wohl unterrichtet erschien Melech und sprach zum Kaiser:

„Wenn ihr 300 Zentner Goldes, oder für jeden Kreuzfahrer ein Goldstück bezahlt, so sollt ihr Frieden haben und Lebensmittel erhalten."

Friedrich aber antwortete:

„Es ist nicht Sitte in unserer Reihe, noch Sitte bei den Kriegern des Kreuzes, sich mit Geld einen Weg zu eröffnen. Mit dem Schwerte werden wir uns Bahn brechen unter dem Beistande unseres Herrn Jesu Christi. Wenn dir aber als Lösung für alle Christen, zur Vertheilung an alle Türken ein einziger Byzanthiner genügt, so will ich Befehl geben, dir ihn auszubezahlen."

Erzürnt sprach hierauf der Türke, indem er den Kaiser verließ:

„Wenn ich in der Nacht nicht zurückkehre, so erwartet um die dritte Stunde den Angriff des ganzen Heeres."

Manche ergriff jetzt die höchste Besorgniß, sie nannten den ungebeugten Sinn des Kaisers nutzlose Halsstarrigkeit, sie drangen darauf, sich rechts zu wenden und, unbekümmert um die Türken und das feste Ikonium, in höchster Eile nach den christlichen Landschaften zu ziehen. Andere dagegen stellten vor: man könne bei dem Mangel an Lebensmitteln und bei den rings umherschweifenden Türken die zu entfernten christlichen Besitzungen nicht erreichen und der Noth allein durch die Eroberung des mit allen Lebensmitteln versehenen Ikonium ein Ende machen. Friedrich's Ausspruch entschied für die letzte Meinung: er gelobte öffentlich, dem um seine Fürbitte bei Gott angeflehten heiligen Georg eine Kirche zu erbauen, und befahl mit fester, ruhiger Haltung:

„Morgen schlagen wir unter Gottes Beistand das Lager auf in den Gärten des Sultans und finden daselbst Erfrischungen in Ueberfluß. Niemand darf aber bei schwerer Strafe vor dem vollständigen Siege plündern und sich irgend einer Zögerung schuldig machen."

Melech kehrte nicht zurück, und mit dem Anbruche des Tages sahen die Kreuzfahrer, wie sie von den Türken in einem Halbkreise umringt waren. Aber das Geschrei derselben blieb, weil sie jeden ernsten Kampf vermieden, an diesem Tage furchtbarer als ihre Waffen, und am Abend erreichten die Christen wirklich des Sultans Gärten und fanden in denselben Gras für die Pferde, Wasser und Lebensmittel. Kein Feind ließ sich sehen, aber ein

entsetzliches Gewitter und furchtbare Regengüsse störten die Ruhe der Nacht. Mit Anbruch des Tages erschienen türkische Gesandte und boten Frieden; es blieb aber ungewiß, ob aus aufrichtigem Sinne, oder um Zeit zu gewinnen. Kaiser Friedrich forderte die Entlassung einiger Gesandten, die sich noch in der Gewalt der Türken befänden, dann möchten verständige Männer die Bedingungen des Friedens gemeinsam festsetzen. Friedrich's Gesandte kehrten zurück und verkündeten, der Sultan wolle die Hauptstadt übergeben. Weil aber 60,000 Türken mittlerweile die Christen immer enger einschlossen, so fürchteten diese, daß man die verrätherische Absicht hege, sie während der glühenden Hitze des Mittags anzugreifen. Deßhalb sonderte der Kaiser schnell das Heer in zwei Abtheilungen, er selbst wandte sich gegen jene äußeren Feinde; Herzog Friedrich, Graf Florenz von Holland und Ritter Konrad von der Eiche zogen gegen Ikonium; in der Mitte blieben die Kranken, die Priester und das Gepäck.

Von allen Seiten drangen jetzt die Türken in die Pilger ein, und die Größe der Gefahr preßte selbst dem standhaften Kaiser die Betheuerung ab, er wolle gern jede andere Noth ertragen, wenn nur das Heer ungefährdet in Antiochien wäre. Als aber die Seinen wirklich anfingen zu weichen, rief der Greis mit lauter Stimme und durch seinen Heldenmuth wunderbar verjüngt:

„Warum zögert ihr? Warum seyd ihr niedergeschlagen? Gottlob, daß die Feinde endlich eine

Schlacht wagen! Um den Himmel mit euerem Blute zu gewinnen, verliefset ihr das Vaterland; jetzt ist die rechte Zeit, folgt mir, Christus herrscht, Christus siegt!"

Mit diesen Worten sprengte Kaiser Friedrich in die Feinde, es folgten ihm seine Mannen, und in demselben Augenblicke gewahrte man die christlichen Fahnen auf den Thürmen von Ikonium. Anfangs war nämlich Herzog Friedrich mit der Vorhut und Konrad's von der Eiche Abtheilung durch die Menge der Feinde und durch die hinter den Gartenmauern verborgenen Pfeilschützen zurückgedrängt worden; dann aber ermunterte er kräftig die Seinen, man erklimmte die Stadtmauern, öffnete die Thore und Ritter Konrad von der Eiche mit seiner Schaar sprengte zuerst, mit dem Schwerte alles, was ihm in den Weg trat, niedermähend, in die Stadt und pflanzte auf den Thürmen die Fahne des Kreuzes auf. Auf allen Seiten flohen nun die Türken, aber an 10,000 sollen an diesem blutigen Tage umgekommen seyn.

Die erbeuteten Vorräthe an Lebensmitteln und Geld verwandelten den bisherigen Mangel in Reichthum. Besonders fand man viel Gold und Silber in Melech's Hause: es war der Brautschatz, welchen der Sultan seiner Tochter mitgegeben, und das Gold, welches Saladin geschickt haben soll, um Söldner gegen die Kreuzfahrer zu werben. Der Sultan selbst, welcher anfangs den Gefechten von einem Thurme zusah, hatte sich bei wachsender Gefahr mit den

Vornehmsten und mit vielen Kostbarkeiten in die auf einem Berge gelegene Burg gerettet, bat aber, weil er nicht hoffen konnte, sich hier lange zu halten, nach drei Tagen um Frieden, mit der Entschuldigung, daß er als ein alter Mann gegen seine eigene Neigung von den Jüngeren zum Kriege beredet worden sey. Friedrich antwortete: einem Kaiser dürfe die Milde nie fehlen; gegen Stellung von Geißeln, sicheres Geleit und Darreichung hinlänglicher Lebensmittel sollte jede Feindseligkeit aufhören.

Ungeachtet ihrer Siege waren die Kreuzfahrer bei weitem nicht so zahlreich, als die Türken, und wünschten, auf alle Weise ihren Hauptzweck zu beschleunigen; dieß trug ohne Zweifel dazu bei, daß nur Billiges verlangt wurde. Auch nahm der Sultan sogleich die Bedingungen an und sandte dem Kaiser, so wie Melech dem Herzoge Friedrich große Geschenke. Das christliche Heer lagerte, um den Ausdünstungen der Leichname zu entgehen, einstweilen außerhalb der Stadt in schönen Gärten, versorgte sich dann reichlich mit Bedarf und brach endlich gestärkt nach den südlicheren Gegenden auf. Zwar beunruhigten umherschweifende Türken bisweilen die Pilger, und einige Erdstöße erschreckten sie einmal in der Nacht; zwar konnte man nicht ohne Anstrengung und manchen Verlust über die hohen Bergrücken klimmen; aber endlich erblickte man das tröstliche Zeichen des Kreuzes an den Wegen; über Pyrgos und Laranda hatte man die Besitzungen des christlich armenischen Fürsten Leo erreicht,

welcher für Lebensmittel sorgte und den Kaiser bis Seleucia am Kalykadnus oder Seleph begleitete.

Alle Feinde waren nun bezwungen, der Weg nach Syrien frei und offen, nahe das ersehnte Ziel, und Saladin so in Sorgen, daß er durch Gesandte aufs Höflichste anbot, der Kaiser und die Fürsten möchten selbst entscheiden, was er rechtmäßig besitze. Von Tag zu Tag wuchs Friedrich's Ruhm, und alle seine früheren Thaten wurden durch diesen großen Zug überstrahlt und verklärt, denn während sein früheres Bemühen, die Herrschaft des Papstes einzuschränken und die Christenheit von der angeblichen Uebermacht desselben zu befreien, mit Recht Vielen nicht als ein vorwurffreies Beginnen erscheinen wollte, so erschien dagegen sein jetziger Zweck, das Christenthum in dem Lande herzustellen, wo es seinen heiligen Ursprung genommen hatte, ein heiliger, des unbedingten Lobpreisens würdig und die ächte Krone seines thatenreichen Lebens.

Am 10. Juni 1190 brach das Heer von Seleucia auf. Herzog Friedrich führte den Vortrab über den Kalykadnus, das Gepäck folgte und der Kaiser befand sich beim Hintertreffen. Weil aber die Brücke über jenen Strom nur schmal war, so ging der Zug sehr langsam vorwärts, auch traten Zögerungen und Hindernisse anderer Art ein. Deßhalb beschloß der Kaiser, dem der Ritter Konrad von der Eiche so eben eine Mittheilung seines Sohnes überbracht hatte, welche seine Anwesenheit bei der Vorhut nöthig machte, den Strom zu durchschwim-

men. Zwar warnte ihn Konrad, er möge sich nicht dem unbekannten Wasser anvertrauen, allein fruchtlos: er sprengte in den Strom, ihm nach Ritter Konrad von der Eiche. Der Greis besaß aber nicht mehr so viel jugendliche Kraft, als jugendlichen Muth: die Wellen ergriffen ihn gewaltig und rissen ihn fort, Konrad eilte ihm nach und wagte sein eigenes Leben, um das des Kaisers zu retten; aber als er ihn endlich erfaßt und ans Land gebracht hatte, war Friedrich bereits entseelt. Die Bestürzung, der Jammer, die Verzweiflung überstieg jedes Maaß: nach Friedrich wandten sich alle Gemüther, wie die Pflanzen nach der Sonne; der Kaiser, der Feldherr, der Vater sey verloren, nun könne, so klagten alle, ihnen kein Glück mehr blühen.

So stand Ritter Konrad von der Eiche abermals vor der Leiche eines Fürsten, dessen kriegerische Laufbahn auch die seinige gewesen war, von dem er so viele Beweise von Vertrauen und Gnade empfangen, den er so geliebt und verehrt hatte. Ein unbeschreiblicher Schmerz durchdrang sein Inneres; „warum," so klagte er, „hat die göttliche Vorsehung mir nicht vergönnt, das Leben des kaiserlichen Herrn zu retten und das meinige dafür hinzugeben! Was läge an dem Leben eines einfachen christlichen Pilgers? Wie schwer aber wiegt in der Wage des Schicksals des christlichen Heeres der Tod seines Anführers, der zugleich dessen Seele war! Doch Kleinmüthiger!" fuhr er sich selbst verbessernd fort, „trauern darfst du über den Verlust des großen



Zu S. 132.

Mannes, trauern, wie viele Tausende um ihn trauern, aber was wagst du über die Schickung Gottes zu murren? — kannst du eindringen in die Absichten seiner Weisheit?"

Trotz der religiösen Ueberzeugung, die der Ritter in seinem Innern hegte, daß die Wege, welche uns Gott führt, stets seiner Vatergüte entsprechen, mögen sie nun über Blumen oder über Dornen führen, konnte er sich einer tiefen Niedergeschlagenheit nicht erwehren, wenn er dem Kaiser in das erblaßte Angesicht sah, und dennoch konnte er seine Blicke nicht abwenden von den Zügen des Kaisers, die auch noch nach seinem Tode Entschlossenheit und Entschiedenheit des Charakters ausdrückten.

Da trat der Herzog Friedrich von Schwaben in das Zelt, worin des Kaisers Leichnam lag, blickte lange mit düsterm Blicke und in tiefen Gedanken verloren auf denselben nieder und sagte endlich zu dem Ritter von der Eiche:

„Düstere Ahnungen befangen mich, Ritter; ich fürchte, der Kalykadnus hat mit dem Leben des Kaisers auch alle die schönen Hoffnungen verschlungen, die wir für die Eroberung des Grabes unseres Erlösers gehegt und die allein uns bisher mit Muth und Kraft ausgerüstet hatten, allen den Beschwerden und Hindernissen Trotz zu bieten, die unsern Weg bisher zu einem so mühseligen gemacht haben. Auch mahnt mich die Leiche des Vaters an die eigene Sterblichkeit und — ich verhehle es nicht — eine innere Stimme sagt mir, daß wie

die meines Vaters auch meine Gebeine ihre Ruhestätte nicht in deutscher Erde finden werden."

Konrad suchte die düstern Gedanken des Herzogs zu zerstreuen, aber dieser unterbrach ihn mit den Worten:

„Ihr glaubt wohl nicht, Ritter, daß ich mich vor dem Tode fürchte; aber es ist christlich, sich auf ihn vorzubereiten, und ich hoffe, Gott wird mir gnädig seyn in meiner letzten Stunde. Doch ich habe noch viel Zeitliches zu ordnen, und Ihr, Ritter, der Ihr Euch meinem Vater und mir stets so anhänglich bewiesen, werdet nicht anstehen, mir darin Euere Hilfe zu gewähren. Ich bin fest entschlossen, den Kreuzzug, so viel in meinen Kräften steht, seinem Ziele entgegen zu führen; ob mit dem Erfolge, wie es durch den Kaiser geschehen wäre, steht in Gottes Hand; ich betrachte es als eine heilige Pflicht, das fromme Unternehmen, dem mein Vater alle Kräfte der Seele und des Körpers, ja zuletzt das Leben geopfert, in seinem Geiste fortzuführen. Aber die Nachricht von des Kaisers Tode muß meinem Bruder, dem Könige Heinrich, nach Deutschland hinterbracht, so viele wichtige mündliche Aufträge vollzogen werden, und ich wüßte sie keinem bessern Manne anzuvertrauen, als Euch Ritter von der Eiche; Lorbeeren werden, wie mir eine düstere Ahnung sagt, gegen die Ungläubigen nicht mehr zu erkämpfen seyn; also unterziehet Euch meinem Auftrage, Ritter, Ihr ehret dadurch das Andenken Eueres Freundes, des Kaisers, und verpflichtet das Reich."

Konrad hörte die Worte des Herzogs in tiefem Sinnen an: es schmerzte ihn, sein Blut nicht vergießen zu sollen für die heilige Sache der Eroberung des Grabes des Erlösers, denn er wollte ja nicht kämpfen um irdischen Ruhm, sondern um die Palme des christlichen Martyrerthums; aber konnte er sich dem Willen des Herzogs, Sohnes seines Kaisers, entgegensetzen?

Er gab endlich dem Herzoge die Zusage, seinen Willen vollziehen zu wollen, und rüstete sich zur Abreise. Am darauf folgenden Tage empfing er die Aufträge des Herzogs und verließ bald darauf an der Spitze von hundert Reitern, die er sich als Begleitung ausgewählt hatte, das Lager der Kreuzfahrer, um den Rückweg nach Deutschland anzutreten.

Wir verlassen den Ritter auf kurze Zeit, um noch in Kürze das Schicksal dieses verhängnißvollen Kreuzzuges mitzutheilen.

Nach dem Tode des Kaisers Friedrich huldigte man zwar dem Herzoge Friedrich von Schwaben als oberstem Führer des Kreuzzuges, und ohne erheblichen Unglücksfall führte er das Heer bis Antiochien; aber die strenge Ordnung wich, und nach langem Mangel übernahmen sich so Viele in den reichlich dargebotenen Lebensmitteln, daß jetzt mehr an Krankheiten starben, als auf dem ganzen Zuge durch das Schwert umgekommen waren. Andere kehrten, uneingedenk des noch nicht erfüllten Gelübdes, zu Schiffe in ihre Heimat zurück, oder zerstreuten sich

nach mancherlei Richtungen, oder verkauften aus Geldmangel ihre Waffen, und nur der geringe, zum Fechten taugliche Ueberrest folgte dem Herzoge nach Tyrus. Hier begrub man in feierlicher Trauer Kaiser Friedrich's Gebeine und vereinte sich dann mit den Christen von Akkon, wo das noch übrige Heer unter Herzog Friedrich's Anführung tapfer kämpfte.

Doch nur zu bald ging die bange Ahnung in Erfüllung, die des Kaisers Sohn beim Anblicke des Leichnams seines Vaters gefühlt hatte: von einer Krankheit ergriffen, ward er am 20. Januar 1191 ein Opfer derselben. Die Ueberbleibsel des so großen deutschen Heeres, ohne allen Führer, verschwinden nun in der Geschichte der Belagerer von Akkon.

So endete dieser mit den frohesten Hoffnungen begonnene, mit ausnehmender Klugheit geführte Kreuzzug. Nach den Berichten einiger Geschichtschreiber kamen etwa nur tausend Kreuzfahrer von einer so großen Anzahl nach Akkon, und auf der Rückfahrt nach Europa scheiterten ihre Schiffe und alle ertranken. Bei längerem Leben Kaiser Friedrich's wäre das heilige Unternehmen gewiß nicht in dem Maaße vereitelt worden.

Dreizehntes Kapitel.

Kulturzustand jener Zeit.

Unserer Absicht entsprechend, unsern jungen Lesern die Geschichte ihres Vaterlandes nicht allein in seinen äußern Beziehungen, sondern auch in seinem innern Leben und Verkehr kennen zu lehren, halten wir es geeignet, in diesem Augenblicke, wo die Kreuzz˙ge eine so große Veränderung in den innern Verhältnissen der Staaten und sohin auch des bayerischen hervorgebracht haben, eine Schilderung des Kulturstandes jenes Zeitabschnittes einzuschalten, in welchen unsere Erzählung fällt.

Das fortdauernde Strömen der Kreuzfahrer ins Morgenland schien die Zahl der Menschen im abendländischen Europa erschöpfen und die reichgebautesten Fluren in die vormaligen Einöden verwandeln zu müssen. Gleichwohl wurde das Gegentheil sichtbar, Handel, Kunst und Verkehr der Völker lebendiger, der Anbau der Erde sorgfältiger. Der durch die Kreuzzüge ins Morgenland vergrößerte Handel zwischen Völkern, die bisher einander völlig fremd gewesen waren, wirkte auch auf die Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht wohlthätig zurück, noch mehr aber, wenn gleich geräuschloser, trug dazu das mildere Loos bei, welches aus der Entvölkerung der Länder für die Menge der Knechte erwuchs. Denn zahllose Menschen, die bisher im Joche der Leibeigenschaft oder in dem der Armuth

und grausamen Willkühr ihrer Herren gelebt hatten, retteten sich unter die Banner der Kreuzheere. Ihre Flucht schützte theils der fromme Eifer der Kreuzfahrer, theils die Kirche selbst, theils die allgemeine Verwirrung. Das Seltenerwerden lastbarer Arbeiter steigerte ihren Werth, und die Besorgniß, ihrer noch mehr zu verlieren, lehrte ihre Herren, sie künftig menschlicher behandeln.

Zwar dauerten die alten Ordnungen der Leibeigenschaft noch lange fort, aber man fing schon an, den Dienstboten mancherlei Vortheile einzuräumen: man gab ihnen Eigenthum, oder verwandelte das harte Sklaventhum in bloße Zinsbarkeit, erlaubte selbst den Kindern der Angehörigen ein Erbrecht und begnügte sich beim Todfall der Leibeigenen mit Bezug des besten Hausrathes, Gewandes oder Geräthes zum Wahrzeichen ihrer Knechtschaft. Barschälke oder Brodknechte, die um bloße Kost dienten, hatten zwar größere Freiheit, doch nicht immer größeren Wohlstand, als das leibangehörige Gesinde. Viele von diesen kauften sich auch mit erworbenem oder geerbtem Gut frei und gingen in den Krieg. Wenn gleich noch, wie vor Alters, Männer durch Verarmung oder Verbrechen ihre Freiheit einbüßten, litten doch ihre Kinder nicht mehr jederzeit das gleiche Loos. An einigen Orten folgten nur Söhne, an andern nur Töchter in die Sklaverei. Und wenn auch wohl noch frei, Aeltern sich oder ihre eigenen Kinder zu ewiger Zins- und Dienstbarkeit an Kirchen opfern konnten, hatte doch bei Ehen ungleichen

Standes der niedriger geborene Vater keine Macht, die Tochter von einer Mutter höhern Standes, oder umgekehrt, die Mutter einen Sohn des edler gebo- renen Vaters wegzugeben.

Wie nun das Eigenthumsrecht auf größere Zahl der Landesbewohner vertheilt ward, stieg mit dem leichten Erwerbe der Lebensbedürfnisse die Be- völkerung. Man zog neben Getreide aller Art, be- sonders Hafer, Gerste und Waizen, auch Bohnen, Erbsen, Linsen, Mohn zu Oel, das man in ledernen Schläuchen zu verwahren und zu versenden pflegte, Kohl, Rüben und andere Gartenfrüchte. Die Schweine- zucht wurde stark betrieben, es wurden große Ziegen- und Rinderheerden gehalten, um die Milch zu Käse zu benützen, den man gewöhnlich in kleinen Scheiben buck. Vom Federvieh sah man Gänse und Hühner am gewöhnlichsten. Um die Annehmlichkeit und Kraft des Bieres zu vermehren, erweiterte man die Anpflanzung von Hopfengärten, ohne den Bau der Reben zu versäumen, wo ihn die Lage des Erd- reiches begünstigte; denn der Wein war durch die Kirchen beim geheimnißvollen Abendmahle der Chri- sten frühes Bedürfniß geworden und daher allgemein angebaut selbst in Gegenden, wo heut zu Tage keine Traube mehr reift. Dort pflegte man den Rebstock im rauhern und größeren Theile des Jahres, zur Erde gebogen und bedeckt, unter tiefem Schnee des Winters gegen Frost zu bewahren, bis an der wie- dergekehrten wärmeren Sonne Laub und Blüthe mit wunderbarer Eile hervorbrachen. Doch unterschied

man wohl die Lieblichkeit südlichen Weines vom herben Gewächs kälterer Gegenden. Am meisten ward in Bayern der Wein aus den Trauben von Botzen gesucht. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß der Landmann, was selbst in rauheren Strichen Deutschlands geschah, die Kermes- oder Scharlachstauden zur Betreibung der Rothfärbereien baute, da karmoisinrothe und scharlachene Sammt- und Wollenzeuge einen beträchtlichen Zweig des Regensburger Handels ausgemacht haben.

Wie überhaupt die Klöster das Meiste zur Urbarmachung bayerischer Einöden gethan, leisteten sie auch jetzt noch das Gleiche. Zwar waren die Söhne des heiligen Benedikts, lange die einzigen Mönche in Bayern, durch wissenschaftliche Forschungen von der Handarbeit abgezogen worden, allein sie verstanden die Kunst der Landwirthschaft und leiteten dazu ihre Gottesleute an. Als aber die Mönchszucht des Klosters Cisterz in Burgund aufgekommen und in die Landschaften an der Donau verpflanzt war, wie zu Eberach, Heilsbronn, Waldsassen, Raitenhaslach und Allerspach, sah man wieder die Klostergeistlichen in ursprünglicher Einfalt Wälder ausroden, Haideland umbrechen und Moore trocken legen.

In Dörfern, Weilern, Klöstern und Städten mehrten sich die Handwerker. Nicht Leibeigene nur, auch Freie beschäftigten sich mit Verfertigung nützlicher Geräthe, Kleidungsstücke und Werkzeuge. Und nicht nur was des Lebens Nothdurft begehrte, ward

bereitet; auch Kürschner gab es, Glockengießer, Teppichwirker, Bildhauer, Steinmetze, Maler, kunstvolle Schreiner, Gipser und andere dergleichen. Die Gewerkschaft der Goldschmiede, welche auch Gießkunst in allerlei Erzen übte, war in den Städten des oberländischen Deutschlands blühend. Als Denkmal ihrer Kunst wird noch das eherne Thor der Domkirche zu Augsburg betrachtet, welches mit großer Kunst Helden, Centauren, Löwen und heilige Geschichten aus den Büchern des alten Bundes darstellt.

Vieles ward den Morgenländern abgelernt, von woher die Kreuzzüge zugleich den ägyptischen und asiatischen Handel vermehrten; über Venedig, Pisa und andere Städte Italiens ward viele Baumwolle, Seide und Spezerei aller Gattung auf Inn und Lech in die Donau gebracht. Gewürzhandel betrieben vorzüglich gewerbfleißige Lombarden, die von ihren Waaren „Gewortschen" genannt worden sind, auch gleich den Juden Verkehr und Wucher mit Geldwechsel und Zinsen trieben. Auf den Märkten wachte der Graf des Gaues, oder wen er ernannte, mit Hilfe sieben bescheidener Männer über rechtes Maaß und Gewicht und billigen Preis.

Der Waarenumsatz ward jetzt auch schon durch Vermehrung des Geldes erleichtert. Denn wie vor Zeiten die Kaiser das Münzrecht ausschließlich besessen hatten, prägte nun ein Herzog zu Bayern in Regensburg und Cham, und jeder Bischof zu Regensburg, Salzburg, Passau, Freising, wo das Zu-

sammenströmen des Volkes bei Hochämtern und Wallfahrten starke Jahrmärkte begünstigte. Auch zu Neukirchen, Brixen, Freisach, Krems und andern Orten wurden aus gleichen Ursachen Münzstätten errichtet.

Des Geldes innerer Werth kam sich nicht überall gleich. Es scheint, die Kunst, das Gold rein vom Silber auszuscheiden, war noch nicht vollkommen verstanden. Zur Zeit Heinrich's des Löwen galt ein Schilling dreißig Denare oder Pfennige. Acht Schillinge oder zweihundert und vierzig Pfennige machten ein Pfund. Die Bezeichnung Marka, welche schon in andern deutschen Ländern üblich gewesen, kam jetzt auch in Bayern auf. Sie drückte ein Silbergewicht von sechszehn Loth aus, welches die Pfennige rücksichtlich ihrer Silberfeinheit gaben.

Bis zum eilften Jahrhundert trugen die Münzen rohe Bezeichnungen von Kreuzen und Strichen. Die Herzoge aus dem Hause der Welfen haben zuerst angefangen, nebst allerlei Sinnbildern ihr Bildniß, anfangs zu Fuß, dann zu Pferd und den Löwen mit geschmackvollerer Umfassung ins Gepräge zu setzen. Der Stempel der Kirchen blieb lange Zeit unvollkommener, meistens zeigte er eine Bischofs- oder Heiligengestalt zwischen Rosen und Engelsköpfchen. Doch hinderte auch oft das dünne Blech der Pfennige einen vollkommeneren Schlag; denn wie seit der Mitte des eilften Jahrhunderts die Münzstücke vergrößert waren, hatten sie an Dicke verloren. Der Ausdruck konnte daher nicht scharf seyn. —

Ueberhaupt war die Arbeit ebenso mühsam als unvollkommen. Zur Münzstätte gehörten oft über hundert Münzknechte, um, zumal an Märkten und Zollplätzen, diejenigen bedienen zu können, welche rohes Silber zur Verprägung brachten. Dabei fehlte es auch nicht an Verfälschungen, noch an Mißbrauch selbst von Seiten der Besitzer der Münzberechtigungen.

Als Otto, der Bischof von Freising, im Jahre 1120 vom Kaiser Konrad, seinem Halbbruder, das Recht erhielt, daß im ganzen Umfange des Hochstifts kein Markt, keine Münzstätte außer Freising geduldet werden solle, machte er sich den beträchtlichsten Theil des bayerischen Handels mit unberechtigtem Zwange zinsbar. Denn zu Vöring, einer alten Ortschaft, setzte er an die Brücke über die Isar Salzniederlagen und Zöllnerei. Hier mußten die Frachtwägen ins innere Land passiren, besonders die Salzfuhren von Reichenhall nach Franken, Schwaben und Burgund.

Herzog Heinrich der Löwe, welcher sich in seinem eigenen Gebiete nicht beengen lassen wollte, führte Beschwerden und überfiel endlich in einer Nacht des Jahres 1158 den Flecken, zerstörte ihn, brach die Brücke ab, und verlegte die Salzvorräthe eine Stunde Wegs aufwärts an die Isar. Da lag ein geringes Dörfchen in rauher Ebene, genannt München. In demselben stiftete der Herzog, dem Bischofe zum Trotz, Zöllnerei, Münzstätte und Markt. Vergebens klagte Otto die Gewaltthat dem Kaiser.

Es ward nur verglichen: der Herzog solle den dritten Theil der Zolleinkünfte, wie des Schlagsatzes als Entschädigung an Freising entrichten.

Seit diesen Tagen ist München von vielen neuen Ansiedlern bevölkert worden, welche wegen des Handels und der Münze dahin gezogen wurden, oder mit Salz Geschäft trieben. Das meiste Salz kam noch immer aus den nieversiegenden Quellen von Reichenhall, wiewohl auch schon am Gebirg zwischen der Salzach und Nieneralbe im Berg Tuval zwischen mürben Felsen die glänzenden Salzadern entdeckt und angebrochen waren, so wie zu Hall im Innthal. Auf Galmei, Eisen und andere Erze und Erden waren ebenfalls Bergwerke versucht und betrieben.

Der lebendigere Gewerbsfleiß und Verkehr steigerten in gleichem Verhältniß die Prachtlust der Bischöfe, Aebte und Fürsten. Man hüllte sich in Seide, Sammt und Gold und ging allezeit von glänzender Dienerschaft umringt einher. So groß ward die Prachtliebe, daß Kirchenversammlungen einem Bischof untersagen mußten, nicht über fünfzig Rosse mit sich zu führen. Pfalzen, Kirchen und Klöster verjüngten sich in kühner und großer Bauart. Bei Gastmahlen erschienen zierlich gearbeitete goldene und silberne Humpen, Messer, Löffel und anderes Eßgeschirr von gleicher Köstlichkeit; Würfel-, Bret- und Schachspiele aus edlem Holz und Elfenbein geschnitzt; auch Zitterschläger, Trompeter, Pauker, Tänzer und Gaukelspieler gab es.

Man gewöhnte sich, die Reihen alter Ahnen dem ruhmlosen Enkel zum Verdienste zu rechnen, und aus dem Zufall, welcher die Stände geschieden, einen Glauben an höhere und niedriger gestellte Menschen zu leiten. Darum, was in den Kreuzzügen die Noth erfunden, daß man an den Zeichen der Waffen oder Wappenröcke, Fahnen, Schilde, Siegelringe auf den Schlachtfeldern unter den Gefallenen oder im Kampf, oder auf dem Heerzuge leichter erkannt werde, verwandelte man endlich in Geschlechtsauszeichnung. Wie die Welfen den Löwen, führten die Schyren in ihren verschiedenen Geschlechtszweigen bald den Adler, bald den Sparren, die Bogen die Armbrust, die Ortenburger den Schrägbalken, und auf die gleiche Weise bald jeder Fürst und Ritter seine Sinnbilder und Leibfarben, die, wenn man sich vermählte oder beerbte, vermischt wurden. Den höhern Adel ahmte der niedrige nach, dessen Glieder entweder als Freiherrn auf ihrem Eigenthum saßen oder als Edelknechte auf dem Gut ihrer Erb- und Halsherren, ohne Recht auf den eigenen Leib. So gering der Edelknecht seyn mochte, so ward doch beobachtet, daß er nur Seinesgleichen aus Dienstleuten gleicher Herrschaft heirathe. Kinder eines freien Edelmannes, von einer Edelknechtstochter geboren, verblieben meistens im Stande der Leibeigenen.

Noch gälten in Bayern die bojoarischen Gesetze und allgemeinen Observanzen; die Vorliebe der Geistlichkeit entschied sich allmählig für das

römische Recht. Die Landrichter pflegten die Gerechtigkeit. Sie erschienen zu diesem Behufe an bestimmten Tagen auf öffentlichen Plätzen (Schrannen) mit dem Gerichtsstabe versehen und von einer Anzahl erfahrner und rechtskundiger Beisitzer umgeben. Vor ihnen erschienen Kläger und Beklagte, jedoch unbewaffnet, brachten ihre Angelegenheiten vor und empfingen sodann das Urtheil, das nur in wichtigen Fällen schriftlich ausgefertigt wurde. Zweikämpfe und Gottesurtheile wurden seltener, seitdem die Klöster jeden Freien zur Ablage eines gerichtlichen Zeugnisses zwingen konnten. Ein besonderes Institut bildeten die Salmänner; sie wurden von dem Herzoge selbst bestellt und fertigten Güter und Grundstücke auf öffentlichen Plätzen an die Eigenthümer aus; eine solche Ertheilung des Eigenthums hatte nach einjährigem Besitz vollgiltige Kraft, ohne anderer Förmlichkeiten zu bedürfen, und wurde sodann in das Salbuch eingetragen. Die jährlichen Ehehaftgerichte entschieden Streitigkeiten über Dienstbarkeiten und Lasten, die dem Grunde und Boden anhingen, und geringere Besitzstreitigkeiten wurden in den Dörfern von Dorfrichtern oder Schulzen geschlichtet.

Ueber Verbrechen, durch welche das Leben verwirkt wurde, richtete der Vicedom. Ehren- und Körperverletzungen wurden mit Geldbußen oder Wiedervergeltung bestraft. Aber auch die Tödtung eines Leibeigenen oder Juden wurde schon mit dem Tode bestraft; es zeigte sich auch hier der Uebergang zu

einer reineren Humanität. Mörder wurden mit geschärftem Tode bestraft, Verwandtenmörder mit dem Rade. Räuber und Geldverfälscher und rückfällige Diebe wurden gehenkt, Falschmünzer in siedendes Wasser geworfen.

Noch bediente man sich in schriftlichen Ausfertigungen und Urtheilen der lateinischen Sprache, doch bald nach diesem Zeitabschnitte (unter Ludwig dem Strengen und Ludwig dem Bayer) kam bei den Gerichtshöfen die deutsche Sprache in Anwendung.

Mit einem gesicherten Rechtszustande war freilich das noch immer bestehende Faustrecht unverträglich. Es hatte in dem allgemeinen Typus der deutschen Begriffe von Ehre und Recht seine Entstehung, in dem gährenden Zustande der Staaten und in den unaufhörlichen Unruhen, welche in Wahlstaaten mehr oder weniger stattfinden und in dem Geiste des Lehnwesens seine Nahrung gefunden, jetzt aber erlebte es seinen allmähligen Untergang und Verfall. Die eingeführte unbestrittene Erbfolge der bayerischen Herzoge verlieh ihrer Macht mehr Sicherheit und Festigkeit; die alten Adelsgeschlechter, mit deren Existenz der Ruhm der Vorzeit und die Unabhängigkeit nothwendig verknüpft seyn zu müssen schien, erloschen allmählig, und die neueren hatten zu wenig Kraft und Hilfsmittel, um unter einer mehr konsolidirten Regierung ihre Souveränetätsrechte geltend zu machen. Das Institut des Landfriedens, dessen Störer Kirchenbann und Landesacht

traf, führte die kampflustigen Ritter, wenn nicht durch moralische Röthigung, doch bald durch Waffengewalt in die Schranken der Ordnung und des Rechtes zurück; der Gottesfriede, der ihnen blos für geheiligte Tage die Fortführung ihres Handwerks bei Vermeidung des göttlichen Zornes untersagt, hatte nur selten und nur auf kurze Zeit seinen Zweck erreicht. Kaiser Friedrich I. hatte in dieser Hinsicht entschiedene Verdienste um die Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe; so gab er ein Gesetz, daß Jeder den Andern, den er zu befehden gedachte, drei Tage früher davon in sichere Kenntniß setzen sollte, auch untersagte er das Anzünden und die Zerstörung der Felder, Weinberge und Gärten bei Strafe der Landacht. Diese konnte jeder mächtige Edle sogleich und ohne weitere Befehle an dem Geächteten vollziehen.

Seit dem allmähligen Aufhören des Faustrechts mußte der ritterliche Geist der Nation nothwendig eine andere Richtung nehmen. Diese Erscheinung hatte ihre Lichtseite, und blos der Mißbrauch, der mit ihr getrieben wurde, stellt sich als die Schattenseite dar. Selbstständigkeit, persönliche Freiheit, Ruhmsucht und Gerechtigkeitsliebe — diese Grundzüge des deutschen Charakters — waren auch die Grundzüge des Ritterthums und des mit demselben in nothwendigem Zusammenhange stehenden Faustrechtes. Jeder, der ein Recht zu suchen, ein erlittenes Unrecht zu strafen hatte, zog sich auf sich selbst, auf seine eigene Stärke zurück. Die Folgen eines

solchen Zustandes, von seiner idealischen Seite betrachtet, waren eine in unsern Tagen nicht mehr bekannte Unabhängigkeit und Geradheit des Sinnes, ein hoher Grad von Ehrgefühl, ein Streben, sich auszuzeichnen und groß und ruhmwürdig zu handeln, eine Abhärtung und Gewandtheit der physischen Kraft, von der wir heut zu Tage keinen Begriff mehr haben. Diese Eigenschaften zusammengenommen bilden den Inbegriff der Ritterlichkeit, die Hauptumrisse jenes Jünglingsalters der europäischen Menschheit, welches die Geschichte mit der Benennung des Mittelalters bezeichnet.

Das Kriegswesen der damaligen Zeit ging immer mehr zu jenem Charakter über, welchen es in der neueren Zeit angenommen hat. Der Heerbann war untergegangen, Reiterei zu stellen war mit großen Kosten verbunden, die wenigsten Vasallen konnten, wenn sie auch erschienen, in dieser Beziehung ihrer Verbindlichkeit Genüge leisten. Man sah sich genöthigt, die Soldaten zu bezahlen; daher wurden die Kriege immer kostspieliger. Das Fußvolk kämpfte gewöhnlich mit Dolchen, Pfeilen, Schleudern, die Reiterei mit Schwertern und Lanzen. Große Schlachten wurden selten geliefert; die Feldzüge waren gewöhnlich nichts als eine Reihe von partiellen Gefechten, Plünderungen und Brand, die meistens an den zahlreichen Festungen und Burgen sich brachen, oft ganz scheiterten. Um diese zu bezwingen, untergrub man ihre Mauern oder erstieg sie mit Sturmleitern, suchte sie auch wohl mit

Mauerbrechern und Steinschleudern, welche große Massen auf sie warfen, zu erschüttern und niederzustürzen.

Bei dem Marsche der Heere wurden Fahnen und Paniere vorausgetragen, Trommler und Pfeifer bildeten die Kriegsmusik. Zuerst kamen die bepanzerten Reiter, dann das Fußvolk mit dem Gepäck; dann folgten die Feld- und Belagerungsgeräthschaften. Die Verwaltung der Kriegsvorräthe und Lebensmittel besorgte ein Kämmerer, über Streitigkeiten entschied der Marschall. Plünderung der Kaufleute wurde mit dem zweifachen Ersatze des geraubten Gutes, Meuterei und unkeusche Aufführung mit Entwaffnung und Verstoßung vom Heere, Diebstahl mit Stockschlägen und Brandmarkung, im Wiederholungsfalle mit dem Strange bestraft.

Von einer eigentlichen Strategie war noch keine Rede. Die Schlachtordnungen wurden nach dem Bedürfnisse des Augenblicks und der Lokalität gebildet. Gewöhnlich bildeten die Heerhaufen beim Angriffe Vierecke, die sich im Gefolge des Treffens auflösten, wo dann Mann gegen Mann stritt. Auch die halbmondförmige und keilförmige Schlachtordnung, jene zum Umzingeln, diese zum Eindringen, ward manchmal gebraucht. —

Neben der Fülle und Pracht der Burgen und Klöster entfaltete sich im gleichen Verhältniß das Streben nach höheren, geistigen Genüssen. Die Liebe zu den Wissenschaften gewann immer mehr Raum. Sie ward in den Klosterschulen von Lehrern

geweckt, welche ihr Gemüth durch die Schriftsteller des alten Roms erhoben. Die Pfarrer, längst durch karolingische Reichsgesetze verpflichtet, Psalmen, Gebete und Predigten auswendig zu sagen, konnten sich nur durch das Lesen fremder Muster bilden. Man schrieb daher die bessern Werke des Alterthums fleißig auf feinen, geglätteten Häuten ab, denn noch war Linnenpapier nicht erfunden, und verzierte die Schrift, besonders die Anfangsbuchstaben, mit kleinen Gemälden, deren Erfindung und Zeichnung weniger bewundernswerth ist, als die Dauer der schönen Farben. Wenige haben sich darin so großen Ruhm erworben, als Werinher, ein Mönch von Tegernsee, welcher sowohl in Gemälde und Schrift, als in Verzierung der Buchdeckel mit Schmelzwerk, in Gold und Silber, Bernstein und Edelsteinen, kaum Seinesgleichen hatte, oder die Wessobrunner Nonne Diemode (ums Jahr 1130), deren zierliche Handschrift außerordentlich geschätzt ward. Durch solchen Fleiß wurden die Schätze des gelehrten Alterthums nachkommenden Geschlechtern bewahrt und Büchersammlungen von hohem Werthe gebildet. *) Tegernsee war durch sie berühmt. Es schenkte dem Kaiser Heinrich III. schöngeschriebene, in Gold und Silber gebundene Werke, und ward dafür mit Landgütern belohnt.

---

*) Sie enthielten meistens Abschriften griechischer und lateinischer Schriftsteller, der Bibel, der Kirchenväter, beliebter Erbauungsbücher, mathematischer und anderer gelehrter Werke.

Vor dem zwölften Jahrhundert versuchten die Klostergeistlichen in Bayern kaum mehr als Jahrbücher, Todtenverzeichnisse und Urkundensammlungen ihrer Stifte, oder erbauliche Betrachtungen und Leben der Heiligen zu verfassen. Doch auch diese sind zur Kenntniß ihrer Zeiten, ihrer Denkarten und Schicksale von Werth, und noch heut verdient Anamodus, der Kirche zu Regensburg angehörig, Dank, daß er in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts durch Sammlung Heimeranischer Schenkungsbriefe der Geschichte des alten Bojoariens großen Dienst leistete; nicht minder Arnold, Graf zu Cham und Vohburg, Propst zu St. Heimeran, welcher um die Mitte des eilften Jahrhunderts in seinen zwei Büchern von den Wundern des heiligen Heimeran, sowie in dem weitläufigen Verzeichniß aller Güter und Einkünfte seines Klosters schätzbare Sagen und Nachrichten der Vorzeit bewahrte. Ohne ihn wäre unsere Kunde der Sitten, Ortschaften und Begebenheiten aus agilolfingischen Tagen viel dürftiger geblieben.

Aber im zwölften Jahrhundert erstanden schon fähigere Männer, welche durch Schriften heilsam auf ihre Mitwelt wirkten. Unter diesen befand sich Otto, der Sohn des Markgrafen Leopold IV. von Oesterreich, welcher die hohe Schule in Paris besucht hatte und seit dem Jahre 1138 auf dem bischöflichen Stuhle von Freising saß. Er ist der Erste gewesen, der Aristoteles' Werke in der Ursprache aus Paris nach Deutschland brachte. Er selbst

schrieb mit Einsicht ein Jahrbuch der Welt, von ihrer Erschaffung bis zu seiner Zeit in acht Büchern, und in zwei andern Büchern die Thaten seines Neffen, des Kaisers Friedrich, des Rothbarts. Letztere setzte Radewich, sein Geheimschreiber, ein Chorherr in Freising, in gleichem Geiste fort. Die Arbeit dieser Männer ist sehr rühmenswerth, besonders was die Nachrichten betrifft, die sie uns von ihrem Zeitalter geben. Heinrich, Propst zu Berchtesgaden, schilderte die Verwirrungen der salzburgischen Kirche unter dem vertriebenen Erzbischofe Adelbert. Gerhoh, Propst zu Reichersberg, im Sprengel des Erzbisthums Salzburg gelegen, ein frommer und eifriger Priester, die Geißel irrgläubiger oder zuchtloser Geistlicher, war unstreitig einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts. Er starb ums Jahr 1169 und hat viele Schriften hinterlassen. Ein Zeitgenosse desselben war Paul, Chorherr des Klosters Bernried am Wurmsee. Die Erörterungen zur Geschichte Gregors VII., die derselbe verfaßt, machen ihn Geschichtsforschern späterer Zeit sehr schätzenswerth.

Bayern besaß in diesen Tagen noch manchen nennenswerthen Schriftsteller, wie Wilhelm, Abt zu Hirschau, der das Leben des heiligen Wolfgang beschrieb, Metellus, Mönch in Tegernsee, welcher den Virgil und den Horaz, in deren Sprache und Silbenmaß, zu christlicher Erbauung geeignet umwandelte, Alob von Pechlarn, Emicho von Mallersdorf, Ulrich von Ebersberg, Wenceslaus von Nieder-

altaich; alle diese hinterließen uns in ihren klösterlichen Zeitbüchern werthvolle Denkwürdigkeiten vergangener Tage.

Alle diese Schriftsteller schrieben in der Sprache des alten Roms. Die deutsche Sprache war noch arm und spröde, so gefühlvoll auch schon schwäbische Minnesänger darin schrieben; aber selbst in ihren unvollkommenen Tönen offenbarte sich die Kraft und Innigkeit des deutschen Gemüthes. Leider ist Vieles, was in deutscher Zunge von der Altvordern Thaten und Abentheuern gesungen worden, verloren gegangen, und von vielen Liedern, die sich erhalten haben, kennt man die Verfasser nicht mehr. In den Klöstern und Burgen Bayerns waren die deutschen Sänger deutscher Heldenzeit hochgehalten, und daß auch hier schon früh die Muttersprache zur Schrift- und Dichtkunst geübt worden, dafür zeugt noch heut zu Tage die Umschreibung des „Hohen Liedes“ Salomo's durch Abt Walram, des gelehrten Lanfrancus Schüler, der siebenunddreißig Jahre dem Kloster Ebersberg vorgestanden und im Jahre 1085 gestorben ist.

Vierzehntes Kapitel.

Ludwig, der Kelheimer, Herzog von Bayern.

Ritter Konrad von der Eiche schlug den nämlichen Weg zur Rückkehr ein, auf dem das Heer der Kreuzfahrer gekommen war, da er Aufträge

des Herzogs Friedrich an den griechischen Kaiser nach Konstantinopel zu überbringen hatte. Die Feinde, welche das Heer auf seinem Wege zu bekämpfen gehabt hatte, waren dem äußeren Anscheine nach in Freunde umgewandelt, denn sie kannten die Unglücksfälle, welche die Deutschen getroffen, sie hatten diese nicht mehr zu fürchten und ließen den Ritter ungehindert ziehen. Stark genug, um kleinere Anfälle von Räubern siegreich zurückzuschlagen, kam er auch glücklich nach Konstantinopel, wo er am kaiserlichen Hofe die wohlwollendste Aufnahme fand: Kaiser Friedrich war todt, das Unternehmen des Kreuzzuges nach allen Nachrichten, die darüber eintrafen, gescheitert und also für den Kaiser Isaak kein Grund mehr zu Furcht und Eifersucht vorhanden. Nach einer Rast von wenigen Tagen setzte Konrad seine Reise in das Vaterland fort.

Da König Heinrich, der Sohn Kaiser Friedrich's, mit Heinrich, dem Löwen, welcher die Abwesenheit des Kaisers für die Wiedereroberung Sachsens hatte benützen wollen, im Kriege begriffen war, so mußte er ihn im Feldlager aufsuchen. Doch konnte er nicht dahin aufbrechen, ohne der Herzogin Agnes seine Ehrfurcht bezeigt zu haben, und er verfügte sich daher in das Schloß Wartenberg, wo dieselbe mit ihrem Sohne Ludwig, dem künftigen Herzoge von Bayern, Hof hielt. Die hohe Frau war nicht wenig verwundert, als man ihr den Ritter Konrad von der Eiche anmeldete, von dessen

Zurückkunft und deren Veranlassung sie noch keine Kunde erhalten hatte.

„Seyd willkommen in Bayern, Ritter," redete sie ihn an, als er in ihr Gemach trat, „aber was führt Euch zurück aus dem heiligen Lande ohne das Heer? — Doch was sehe ich?" fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, in welcher ihr Blick aufmerksam auf ihm geruht hatte, „Ihr erscheint abermals in der Farbe der Trauer vor mir, und wem gilt diese?"

„Frau Herzogin," erwiderte der Ritter, mit düsterem Blicke vor sich hinsehend, „Gott hat mir abermals das Loos zugetheilt, der Ueberbringer einer Unglücksbotschaft zu seyn, und immer berührt das Unglück, das ich anzumelden habe, mich selbst so nahe. Wie ich Euch vor sieben Jahren den Tod Eueres Gemahles anzuzeigen hatte, so habe ich nun den Tod des Kaisers Friedrich anzukündigen; wie Herzog Otto, so war auch er mir freundlich gesinnt, mein Leben hätte ich gerne für das des Kaisers, wie für das des Herzogs gegeben, aber Gottes Fügung hat es anders gewollt. Es sey ferne von mir, über sie zu murren, aber mein menschlich Herz fühlt sich bedrückt und kann die Absicht der Vorsehung nicht fassen, warum sie mit dem Leben des Kaisers uns auch die Hoffnung raubte, den heiligen Zweck des Kreuzzüges zu erreichen."

„Der Kaiser todt," rief die Herzogin bestürzt aus, „und zwar in einem Augenblicke todt, wo er

mit einem Muthe und einer Seelengröße, deren unter allen Fürsten des deutschen Reiches nur allein er fähig gewesen, die heiligste und größte That seines Lebens zu vollbringen im Begriffe stand? Doch wie steht es mit dieser heiligen Sache, Ritter, jetzt, wo der Kaiser todt ist? Ihr sagt hoffnungslos? Und warum habt Ihr Euer Schwert ihr entzogen in einem Augenblicke, wo sie dessen so sehr bedurft haben mag?"

„Herzog Friedrich," antwortete der Ritter von der Eiche, „hat nach dem Tode seines Vaters den Oberbefehl über das christliche Heer übernommen, aber dieses hat in dem Kaiser seine Seele und mit ihr allen Muth und das Vertrauen auf den Sieg verloren; dennoch hätte ich es nicht verlassen und Gefahr und Noth auch ferner mit ihm getheilt, wenn die Aufträge des Herzogs an seinen Bruder, den König Heinrich, nicht so wichtig gewesen wären und durch Jemand Andern hätten vollzogen werden können. Doch gestattet nun, Frau Herzogin, daß ich meine Reise fortsetze: meine Botschaft an den König erfordert Eile. Habt Ihr Lust, hohe Frau, die nähern Umstände unserer Kreuzfahrt zu erfahren, so erlaubt, daß ich, wenn mein Auftrag vollzogen ist, zurückkehre und kurze Zeit auf Wartenberg verweile."

„Nicht kurze Zeit, Ritter," erwiderte die Herzogin, „nicht kurze Zeit sollt Ihr verweilen, sondern lange, lange; ja Ihr dürft mich und meinen Sohn nicht mehr verlassen. Doch diesen müßt Ihr noch

sehen vor Eurer Abreise, Ritter; ich werde ihn rufen lassen.“

Ein Diener ward abgeschickt, und bald trat ein junger schlanker Mann ins Zimmer, dessen edle Züge unverkennbar seine Abstammung von dem erlauchten Hause der Wittelsbacher verkündeten. Neugierig trat er auf den fremden Ritter zu, der, im Gespräche mit der Herzogin, seinen Eintritt nicht wahrgenommen hatte. Doch kaum hatte er den Ritter näher ins Auge gefaßt, als er freudig ausrief:

„Ist das nicht unser getreuer Freund Konrad von der Eiche? Ja, er ist es; seyd willkommen, Ritter! Ihr kommt aus dem heiligen Lande und habt gewiß viel Besonderes da erlebt. Mich verlangt sehr, Euere Erzählung von den kriegerischen Thaten zu vernehmen, die das Kreuzheer verübt hat. Doch Ihr tragt die Farbe der Trauer, — wessen Tod beklagt Ihr?“

Konrad wiederholte dem jugendlichen Fürsten, was er bereits der Herzogin erzählt hatte, und setzte sich dann in Bereitschaft, seine Reise an den Hof des Königs Heinrich fortzusetzen, nachdem er der Herzogin das Versprechen gegeben hatte, an den herzoglichen Hof zurückzukehren, wenn er sich seiner Aufträge an den König werde entlediget haben.

Heinrich befand sich eben im Feldlager vor der Stadt Hannover. Die Kunde von dem Tode seines Vaters, des Kaisers, war zwar schon zu ihm

gelangt, aber er kannte weder die Veranlassung, noch die näheren Umstände desselben. Als ihm daher die Ankunft des Ritters von der Eiche angezeigt wurde, ließ er ihn sogleich vor sich rufen. Konrad verweilte lange Zeit im Zelte König Heinrich's, und nachdem dieser endlich von allem in Kenntniß gesetzt war, was den Tod seines Vaters und das Schicksal des Kreuzheeres betraf, so wie die mündlichen Aufträge seines Bruders Friedrich vernommen hatte, entließ er den Ritter mit den Worten:

„Mein Haus, so wie das Reich sind Euch, Ritter, für die treue Anhänglichkeit, die Ihr ihnen in den schwierigsten Lagen stets bewiesen, zu hohem Danke verpflichtet, — sagt, wie kann ich Euch diesen ausdrücken? Euer dankbarer König wird alles gewähren, was Ihr wünschet; doch vor allem: bleibt bei mir, Ihr wißt, daß ich mit dem störrischen Herzoge Heinrich in schwerem Kampfe begriffen bin, weiht mir Eueren Rath und Euer Schwert, wie Ihr es meinem Vater gethan, ich könnte ihrer bedürfen."

„Mein König," erwiderte Konrad, „mein wohlwollender Fürst, der Herzog Otto, hat mich mit zeitlichen Gütern hinreichend versehen; gestatte mir Euere Gnade nur, daß ich zu der Herzogin nach Bayern zurückkehre, deren Dienst ich mich zu weihen gelobt habe. Wie lange wird's auch noch währen, daß mein alternder Kopf Jemanden mit Rath beizustehen oder mein Arm noch das Schwert zu

schwingen vermag? Darum laßt mich in mein Vaterland zurückkehren, um die Jahre, welche mir Gott noch schenken wird, meinem Lehensherrn zu weihen."

Nur ungerne gab König Heinrich den dringlichen Bitten des Ritters nach und dieser trat den Rückweg nach Bayern an. Kaum hatte er die Grenze desselben erreicht, als er erfuhr, daß die Herzogin Agnes nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen unerwartet vom Tode hingerafft worden sey. Ritter Konrad von der Eiche, der mit seinem ganzen treuen Herzen an dem Fürstenhause hing, dem sein Vaterland eigen war, fühlte sich von diesem neuen Todesfall — dem dritten im Laufe von acht Jahren, der ihn so nahe berührte — aufs Schmerzlichste ergriffen und in tiefer Trauer kam er auf dem Schlosse Wartenberg an, um seinem künftigen jungen Herzoge alle die Gefühle von Theilnahme und Ergebenheit auszudrücken, die für ihn in seinem Innern herrschten. Er weilte nur kurze Zeit an Ludwig's Hofe und begab sich auf seine Burgen, die er im bayerischen Walde besaß, um sich da dem Wohle seiner Unterthanen zu widmen.

Doch nur kurze Zeit genoß er hier einsamer Ruhe, als er von dem jungen Herzoge Ludwig, welcher nun, achtzehn Jahre alt, die Zeit der Minderjährigkeit zurückgelegt hatte, eingeladen wurde, ihn nach Worms zu begleiten, wo Reichstag gehalten und Ludwig wehrhaft gemacht werden sollte. Heinrich, unter den römischen Kaisern der Sechste, umgürtete hier vor

der vollen Versammlung der Fürsten den Sohn Otto des Großen mit dem Schwerte, reichte ihm Schild und Speer und setzte ihn in sein Herzogthum ein.

Herzog Ludwig hatte von seinem Vater Otto den richtigen Blick in politische Verwickelungen und die der ganzen Familie der Wittelsbacher eigene Hinneigung zu kühnen raschen Unternehmungen geerbt, aber seine Regierung begann mit schweren Kriegsunruhen. Diese verursachte Adelbert, Graf zu Bogen und Burggraf in Regensburg.

Adelbert war ein rauher Kriegsmann, voll Trotz und Stolz, der keine Macht scheuend, kein Recht ehrend, des Geldes nie genug hatte. Die Klöster, welche unter seiner Schirmherrschaft standen, drückte er mit unerhörten Steuern; er setzte ihnen gewaltthätige Untervögte, von denen er den Zins nahm, und welche, um diesen zu erschwingen, oder sich zu bereichern, abermals Nachvögte auf den verschiedenen Klostergütern hielten. Nun gerieth er wegen der Grenzen der Jagd und Lehen des Klosters Niederalteich mit den Ortenburger Grafen Heinrich und Radpoto in Streit. Mit ihm hatten sich Herzog Berthold von Meranien, Herzog Ottokar von Böhmen und Leopold, Herzog von Oesterreich, verbunden.

Herzog Ludwig rief im Jahre 1193 eine Fürstenversammlung nach Laufen zusammen, um den Streit zu schlichten, aber vergebens. Die Parteien gingen nur noch erbitterter auseinander und griffen

zu den Waffen. Adelbert von Bogen wüthete so grausam gegen die Ortenburger, daß man in ihren Gauen fast kein Vieh mehr fand und alle Einwohner ihre Wohnsitze verließen. Da geriethen die Ortenburger in Noth und baten Herzog Ludwig um Hilfe. Dieser gewährte sie gegen den Rath des Ritters Konrad von der Eiche, welcher kühler überlegend als der junge feuerige Herzog Ludwig die gegenseitigen Kräfte maß. Doch als dieser sich für den Kampf entschied, da hörte die Widerrede des alten Ritters auf: er stellte sich an die Spitze des Vortrabes, dessen Führung ihm der Herzog übertragen hatte, und wirkte Wunder der Tapferkeit mit demselben; aber die Zahl der Feinde, die dem Herzoge und den Ortenburgern gegenüberstanden, war zu groß und das bayerische Heer wurde geschlagen. Den Rückzug desselben deckend, hielt Konrad noch einmal Stand gegen einen verfolgenden Haufen der Feinde; voll Ingrimm hieb der alternde Ritter mit noch jugendlicher Kraft in die böhmischen Knechte ein und trieb sie in die Flucht; aber da kam ihnen Hilfe, und das kleine bayerische Häufchen wurde theils niedergemacht, theils gefangen. Konrad schlug sich mit wenigen Tapfern durch; er hatte durch den Widerstand, den er geleistet, den Bayern und Ortenburgern wenigstens Zeit verschafft, einen geregelten Zurückzug zu nehmen. Das ganze feindliche Heer aber ergoß sich über das bayerische Unterland und dasselbe nebst dem bayerischen Walde litt fürchterliche, bei Fehden gewöhnliche Verwüstungen.

Den Gräuel zu enden, trat Kaiser Heinrich VI. zu Regensburg ein und gebot Landfrieden. Er hielt Gericht. Adelbert, Graf von Bogen, welcher das Raubgesindel aus Böhmen gerufen, ward mit der Reichsacht belegt, und Ottokar, der Böhmen König, verlor seine Würden. Herzog Ludwig von Bayern wurde für die Verluste, die er in dieser Fehde erlitten, dadurch entschädigt, daß zwei mächtige Grafenhäuser, das von Bogen und jenes von Ortenburg, geschwächt wurden; außerdem gewann er auch dadurch, daß er bei dem übereilt unternommenen Versuche, den Ortenburgern beizustehen, Mäßigung für die Zukunft lernte.

Bei diesen Fehden war auch des Bischofs Wolfger von Passau Sprengel von den Ortenburgern beschädigt worden. Von einer Pilgerfahrt zurückgekehrt, griff Wolfger zum Schwert, warf die Schlösser der Ortenburger nieder und baute zu seines Sprengels Sicherheit die Veste Obernberg. Dazu gesellten sich des Erzbischofs von Salzburg Streitigkeiten mit den Reichenhallern, und diese, um des Erzstifts Druck auszuweichen, suchten Schutz bei Herzog Ludwig. Der neue Erzbischof Eberhard von Salzburg verband sich nun mit dem Bischof Konrad von Regensburg und erklärte dem Herzoge von Bayern offene Fehde. Dieser sandte ein zahlreiches Heer gegen sie aus, in welchem Ritter Konrad von der Eiche, obwohl schon achtundsechzig Jahre alt, eine der ersten Führerstellen einnahm. Wir erwähnen hier einer der Waffen-

thaten des Ritters, welche auf den Erfolg des Feldzuges von dem günstigsten Einflusse war, besonders aus dem Grunde, weil sie die letzte war, welche ihm die göttliche Vorsehung zu vollbringen gestattete.

Am rechten Ufer der Isar (im heutigen Landgerichte Dingolfing) lag in einer reizenden, mit Obstbau reich gesegneten Gegend der Marktflecken Teisbach, welcher dem Bischofe von Regensburg angehörte. Derselbe war befestigt und mit zahlreicher Besatzung versehen, welche auf die Mauern und Wälle, hinter welche sie sich sogleich wieder zurückzogen, trotzend, Ausfälle in das bayerische Gebiet machten und dasselbe plünderten und verwüsteten. Diesem Treiben ein Ende zu machen und es zugleich zu bestrafen, lagerte sich Ritter Konrad von der Eiche mit einer Schaar bayerischer Soldaten vor Teisbach. Der Ritter ließ die Besatzung zur Uebergabe auffordern; aber der Anführer derselben, auf baldigen Entsatz durch die bischöflichen Truppen vertrauend und mit Lebensmitteln für längere Zeit versehen, antwortete in trotzigem Uebermuthe: Worten werde er sich niemals, sondern nur Thaten ergeben, die mächtig genug wären, ihn dazu zu zwingen, und daß die Bayern solcher nicht fähig wären, dessen sey er gewiß.

Konrad von der Eiche, im Kriegshandwerke wohl erfahren, wie wir wissen, blieb ruhig in seinem Lager liegen, indem er nur durch einzelne Scheinangriffe den Feind über seine eigentliche Absicht zu

täuschen suchte. An vierzehn Tage verliefen unter erfolglosen Unternehmungen von beiden Seiten, während denen Konrad sich mit genauer Auskundschaftung des schwächsten Theiles der Festungswerke beschäftigte und darnach seinen Plan entwarf. Er traf nun ernste Anstalten, an einer gewissen Stelle den Graben, der ihn am Eindringen in den Flecken hinderte, mit abgehauenen Bäumen, Steinen und andern Gegenständen auszufüllen und sich einen Uebergang über denselben zu bahnen. Die Belagerten suchten diesem Vorhaben ihrer Seits alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen und mit Steinen und Pfeilen die Arbeitenden zurückzutreiben; doch diese setzten ihr Werk unermüdet fort und dasselbe war bald so weit gediehen, daß nur noch die Mauern zwischen den Bayern und den Bischöflichen lagen, als Ritter Konrad eine Anzahl Sturmleitern an den Graben bringen und dadurch die Absicht erkennen ließ, daß er hier eine Erstürmung der Mauern beabsichtige. Der Feind, durch diese dem Anscheine nach ernstlichst getroffenen Vorbereitungen getäuscht, richtete auf diesen Punkt alle seine Aufmerksamkeit und vereinigte hier seine meisten Kräfte.

In einer dunklen regnerischen Nacht fand auch hier wirklich ein Angriff statt, während welchem aber Ritter Konrad selbst mit einer kleinen Schaar seiner tapfersten Krieger an einer Stelle, wo der Graben weniger tief und breit, der Zugang jedoch wegen einem durch das Austreten der Isar entstandenen Sumpf sehr schwierig war, und welche daher nur

schwach besetzt war, mit Hilfe mitgebrachter Leitern in den Ort eindrang. Die wenigen Wachen wurden niedergemacht und Konrad war mit seiner Schaar schon weit vorgedrungen, als die Vertheidiger der Mauer, wo der erste Angriff geschehen war, von der Anwesenheit der Bayern in ihrem Rücken Kunde erhielten und zur Abwehrung beider Angriffe ihre Kräfte theilten. Die Mauer wurde nun auch auf der andern Seite erstiegen und die Belagerten, in die Mitte gebracht, mußten endlich nach einem blutigen aber vergeblichen Kampfe sich und das Städtchen der Großmuth der Sieger übergeben. Konrad, ein großmüthiger Streiter, wenn es die Umstände gestatteten, machte sogleich unnützem Blutvergießen ein Ende, sorgte für die Verwahrung der Gefangenen und gestattete seinen Soldaten nicht, Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner zu verüben.

Herzog Ludwig war hocherfreut über die Einnahme dieses festen Platzes, des letzten Bollwerkes der Bischöflichen, welche er der Tapferkeit und der kriegerischen Umsicht seines treuen Ritters Konrad von der Eiche verdankte. Er ließ sogleich die Mauern von Teisbach niederreißen und dessen Gräben ausfüllen, um es zu feindlichen Unternehmungen untauglich zu machen.

Der Kampf mit den Bischöfen war nun zwar thatsächlich zu Ende, aber die Unterhandlungen zur gänzlichen Beilegung des Streites führten erst spät zum Ziele.

Während dieser Vorgänge starb Kaiser Heinrich,

[illegible] christlichen [illegible] Rechtsbücher wegen [illegible] [illegible] zu jenen Zeiten. Die [illegible] und [illegible]-re, wozu auch Herzog [illegible] von Bayern gehörte, [illegible] Philipp. Des [illegible] Baiers Bruder, [illegible] andere aber Otto von [illegible], Sohn [illegible] des [illegible]. [illegible] Papst Innocenz III. erklärte. Bis zum Waffenstillstande im Jahre 1208 waren die Streitigkeiten [illegible] ununterbrochenem Kampfe geführt; aber im [illegible] dieses Jahres fiel König Philipp unter dem Schwerte des Pfalzgrafen Otto VIII. von Wittelsbach. Diese Begebenheit trug sich auf folgende Weise zu.

Nachdem Otto der Große, als Pfalzgraf von Wittelsbach der VI., zum Herzoge von Bayern erhoben worden war, folgte ihm sein Bruder Otto in der pfalzgräflichen Würde, welche [illegible] nach dessen Tod auf seinen Sohn, welcher ebenfalls Otto hieß, vererbte.

Otto VIII. war, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible] Kal-[illegible] zu sprechen, von Natur [illegible] [illegible] [illegible] munteren Gemüthes, aber auch ein [illegible] unerschrockener, tapferer Kriegsheld, [illegible] welche [illegible] Eigenschaften er sich [illegible] bei dem Kaiser Philipp in großes Ansehen gesetzt hatte, so daß [illegible] ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben versprochen haben soll. Es wird aber gesagt, der Kaiser habe sein Versprechen wieder zurückgenommen, weil Otto einen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], aber [illegible] Graf Wolfgang von [illegible], ein [illegible]

schwach besetzt war, mit Hilfe mitgebrachter Leitern in den Ort eindrang. Die wenigen Wachen wurden niedergemacht und Konrad war mit seiner Schaar schon weit vorgedrungen, als die Vertheidiger der Mauer, wo der erste Angriff geschehen war, von der Anwesenheit der Bayern in ihrem Rücken Kunde erhielten und zur Abwehrung beider Angriffe ihre Kräfte theilten. Die Mauer wurde nun auch auf der andern Seite erstiegen und die Belagerten, in die Mitte gebracht, mußten endlich nach einem blutigen aber vergeblichen Kampfe sich und das Städtchen der Großmuth der Sieger übergeben. Konrad, ein großmüthiger Streiter, wenn es die Umstände gestatteten, machte sogleich unnützem Blutvergießen ein Ende, sorgte für die Verwahrung der Gefangenen und gestattete seinen Soldaten nicht, Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner zu verüben.

Herzog Ludwig war hocherfreut über die Einnahme dieses festen Platzes, des letzten Bollwerkes der Bischöflichen, welche er der Tapferkeit und der kriegerischen Umsicht seines treuen Ritters Konrad von der Eiche verdankte. Er ließ sogleich die Mauern von Teisbach niederreißen und dessen Gräben ausfüllen, um es zu feindlichen Unternehmungen untauglich zu machen.

Der Kampf mit den Bischöfen war nun zwar thatsächlich zu Ende, aber die Unterhandlungen zur gänzlichen Beilegung des Streites führten erst spät zum Ziele.

Während dieser Vorgänge starb Kaiser Heinrich,

und nun theilten sich die Reichsfürsten wegen seines Nachfolgers in zwei Parteien. Die eine und stärkere, wozu auch Herzog Ludwig von Bayern gehörte, wählte Philipp, des verstorbenen Kaisers Bruder, die andere aber Otto von Braunschweig, Sohn Heinrichs des Löwen, für den sich auch Papst Innocenz III. erklärte. Bis zum Waffenstillstande im Jahre 1208 waren die Gegenkönige in ununterbrochenem Kampfe gewesen; aber im Laufe dieses Jahres fiel König Philipp unter dem Schwerte des Pfalzgrafen Otto VIII. von Wittelsbach. Diese Begebenheit trug sich auf folgende Weise zu.

Nachdem Otto der Große, als Pfalzgraf von Wittelsbach der VI., zum Herzoge von Bayern erhoben worden war, folgte ihm sein Bruder Otto in der pfalzgräflichen Würde, welche sich nach dessen Tod auf seinen Sohn, welcher ebenfalls Otto hieß, vererbte.

Otto VIII. war, um in der naiven Darstellungsweise des bayerischen Geschichtsschreibers Falkenstein zu sprechen, von Natur aufgeweckten Geistes und muntern Gemüthes, dabei auch ein immer unerschrockener, tapferer Kriegesheld, durch welche beiden Eigenschaften er sich besonders bei dem Kaiser Philipp in großes Ansehen gesetzt hatte, so daß derselbe ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben versprochen haben soll. Es wird aber gesagt, der Kaiser habe sein Versprechen wieder zurückgenommen, weil Otto einen vornehmen Herrn im Reich, nämlich Graf Wolfgang von Pappenheim, im Zweikampf

ums Leben gebracht habe. Noch heißt es von ihm weiter, er sey ein wilder und grausamer Herr gewesen. Da kann man sich dann leicht denken, daß ein Vater, besonders vom höchsten Range in der Welt, Bedenken getragen hat, seine Tochter mit einem so tyrannischen Herrn zu vermählen.

Ob nun schon der Pfalzgraf auf diese Weise, so zu sagen, einen Korb bekommen hat, so schlug er sich dieß doch aus dem Sinn, in Betracht, daß er eine andere Prinzessin, des Königs Heinrich von Polen Tochter, zur Gemahlin bekommen könne. Um nun desto eher seinen Zweck zu erreichen, bat er den Kaiser Philipp um ein Empfehlungsschreiben an den König von Polen. Er hatte dieses Schreiben selbst aufsetzen lassen und dem Kaiser übergeben mit der Bitte, dasselbe zu unterschreiben und mit dem kaiserlichen Siegel zu versehen.

Der Kaiser bestimmte ihm eine gewisse Zeit, wo er das Schreiben unterschrieben und gesiegelt wieder zurückerhalten könne. So geschah es denn auch, und das von dem Pfalzgrafen selbst abgefaßte Schreiben ward demselben vom Kaiser unterzeichnet und gesiegelt zurückgestellt. Es mußte aber in dem Schreiben etwas ausgelöscht worden seyn, und dieses merkte der Pfalzgraf, als er das Schreiben wieder zurückbekam. Daraus vermuthete er, es möchte ihm der Kaiser einen Urias-Brief haben zustellen lassen. Er brach den Brief auf und fand es so, wie er vermuthet hatte.

Man findet bei keinem Geschichtschreiber mit

Bestimmtheit angegeben, was der Brief für den Pfalzgrafen Nachtheiliges enthalten habe. Einer derselben sagt, es sey das Gerücht gegangen, der Brief habe die Anzeige enthalten, Pfalzgraf Otto sey mit dem Aussatze behaftet gewesen; ob der Kaiser diese Krankheit körperlich oder moralisch gemeint habe, wird zwar nicht angegeben, in beiden Fällen war sie aber eine schlechte Empfehlung für einen Freier. Der Pfalzgraf gerieth auch darüber so sehr in Zorn, daß er den Entschluß faßte, sein Schwert mit des Kaisers Blut zu färben.

Otto verharrte in seinem gottlosen Vorhaben und wartete nur noch auf eine bequeme Gelegenheit, es ins Werk zu setzen. Diese fand sich denn auch, als der Kaiser Philipp im Jahre 1208 seines Bruders Otto von Burgund Tochter an den Herzog Otto von Meran vermählte, selbe am 21. Juni eine Strecke vor Bamberg hinausbegleitete, sich dann nach Bamberg zurückbegab und noch an diesem Tage zur Ader ließ. Pfalzgraf Otto hatte sich mit Eckbert, dem Bischof von Bamberg, und Heinrich, Markgraf von Istrien zum Verderben des Kaisers verbunden und erfuhr von ersterem alles, was der Kaiser in seinem Schlosse trieb. Bei Markgraf Heinrich hielt sich Otto auf und hier wurden die dem Kaiser verderblichen Plane geschmiedet.

An dem obengenannten Tage kam nun Otto nach Bamberg, und mit ihm trafen noch sechzehn Männer in der Stadt ein, welche vom Bischofe mit Waffen versehen wurden. Otto ging ohne Beglei-

tung aufs Schloß, ohne ein Schwert, noch irgend eine andere Waffe bei sich zu tragen und ließ dem Kaiser wissen, daß er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Dieser befand sich in Gesellschaft des Bischofs von Speyer, eines Kämmerers und des Truchseß Heinrich von Waldburg, mit welchem letzteren er im Brette spielte, in seinem Zimmer, als der Pfalzgraf um die neunte Stunde eingelassen zu werden begehrte. Man gestattete ihm auch, wegen seiner muntern Laune und weil er ein unterhaltender Gesellschafter war, den Eintritt ohne Bedenken. Sobald er aber eingetreten war, begann er mit einem entblößten Schwerte, das er dem vor der Thüre Wache haltenden Schildträger abgenommen hatte, auf eine auffallende Weise zu spielen. Der Kaiser, der sich dabei nichts Gutes vorstellen mochte, erinnerte den Pfalzgrafen, daß sich dergleichen Bezeigen an dem Orte, wo er sich eben befinde, gar nicht schicke, und er solle ihm daher mit dem Degen vom Leibe bleiben.

Kaum hatte der Kaiser dieses gesagt, so stürzte der Pfalzgraf auf ihn zu und sprach: „Es ist jetzt allerdings Zeit, dir deine Untreue zu vergelten.“

Bei diesen Worten versetzte er dem Kaiser einen heftigen Streich in den Hals, welcher die Pulsader verletzte. Da Niemand sich in der Nähe befand, der dem Kaiser zu Hilfe gekommen wäre und ihn verbunden hätte, so verblutete er und war bald darauf eine Leiche. Der Bischof, welcher fürchtete, die Reihe werde nun an ihn kommen, verbarg sich; die

andern beiden Herren, welche sich noch im Zimmer befanden, wollten den Pfalzgrafen halten, aber dieser war ihnen zu schnell, und da der Truchseß von Waldburg die Thüre verschließen wollte, um Otto nicht entrinnen zu lassen, hieb ihm dieser mit dem Schwerte in das Gesicht, daß er das Merkmal davon bis an das Ende seines Lebens behielt.

Auf diese Weise räumte Otto alle Hindernisse aus dem Wege und flüchtete sich zu seinen Mitverbündeten, die ihm auch glücklich forthalfen.

Mit Abscheu vernahm die ganze Welt den Mord des Kaisers. Selbst Otto, der Welfensohn und Gegenkönig, obwohl ihm durch den Tod des Hohenstaufen das Reich geworden, verfluchte die That mit Acht und Aberacht, daß, wer ihn fände, ihn tödte.

Herzog Ludwig von Bayern sollte die Acht vollziehen, des Geächteten Güter zerstören. Obwohl es ihm schmerzlich war, so gegen einen seiner nächsten Verwandten verfahren zu müssen, so war er doch über den verübten Frevel empört und vollstreckte des Reiches Spruch an des Pfalzgrafen und seiner Mitschuldigen Burgen. Er zerstörte die Stammburg Wittelsbach und das alte Andechs, auch Glaneck, Buchhorn und anderes Gut der Schuldigen.

Der geächtete Pfalzgraf irrte verborgen, ohne Frieden und Obdach umher. Endlich ward er dem Pappenheimer Heinrich Kalatin, des erschlagenen Kaisers Marschalk, verrathen. Er umringte mit Kriegsknechten einen Meierhof unweit Abbach, worin der Flüchtling versteckt lag, zog ihn hervor, töd-

tete ihn mit vielen Wunden und ließ das abgeschlagene Haupt in die Donau werfen. Neun Jahre blieb der Leichnam fern von seiner Altvordern Gruft, und wurde erst nach neun Jahren mit Verwilligung des Papstes im Kloster Indersdorf begraben. Des Pfalzgrafen Schlösser, Lehen und Güter in Bayern wurden den Herzog Ludwig zum Erbe; das Pfalzgrafenamt erhielt Radpoto von Ortenburg.

Dieß war das Ende der Wittelsbacher als Pfalzgrafen, dieß das Ende des Stammschlosses Wittelsbach, dessen Steine später zur Erbauung des Städtchens Aichach verwendet worden sind.

Fünfzehntes Kapitel.

Des treuen Ritters treuer Tod.

Nach dem Tode Kaiser Philipp's war nun der Nebenkaiser Otto unwidersprochen im Besitze des deutschen Kaiserthrones, doch ließ er sich noch einmal in Frankfurt wählen, oder vielmehr seine Wahl bestätigen.

Herzog Ludwig von Bayern, der treue Anhänger Philipp's, nahm nun nicht mehr Anstand, Otto als Kaiser anzuerkennen. Dieser, so furchtbar und edelsinnig er die Ermordung seines Nebenbuhlers gerächt hatte, so großmüthig bewies er sich den übrigen Gliedern des Hauses Wittelsbach. Weit entfernt, daß er, der Sohn jenes aus Bayern vertriebenen Löwen, nun selbst des Reiches Haupt, das Herzog-

thum, als früher ihm gehörig, in Anspruch genommen hätte, verzichtete er für sich und seine Nachkommen darauf, schenkte sogar, was sein Vater Eigenes in Bayern besessen, Möringen und andere Besitzungen auf dem Lechrain, an Herzog Ludwig, dazu noch die Lehen des Markgrafen von Histerreich in Bayern und noch mehreres Andere.

Ritter Konrad von der Eiche war nach der Einnahme von Teisbach auf seine Burgen im bayerischen Walde zurückgekehrt, welche seit dem Einfalle der wilden Böhmen größtentheils in Ruinen lagen. Doch diese wieder aufzubauen beschäftigte den Ritter weit weniger, als den zerstörten Wohlstand seiner Lehnsleute wieder aufzurichten, der die Beute dieser räuberischen Horden geworden war. Er baute jedem derselben die niedergebrannte Hütte wieder auf, und suchte auf jede mögliche Weise wieder das Glück unter ihnen herzustellen, das er vor der Fehde gegen den Grafen von Bogen unter ihnen verbreitet hatte. Dabei vergaß er der Kirchen und Klöster nicht, und alles zeitliche Gut, das ihm die Vorsehung schenkte, ward frommen und wohlthätigen Zwecken geweiht, um sich das höchste, das himmlische Gut dafür zu gewinnen.

Konrad hatte nun das 75. Jahr erreicht, und obwohl sein Haar längst grau war, so wohnte doch noch ein jugendlicher muthiger Geist in ihm, der durch ein langes an Thaten und Erfahrungen reiches Leben zu einem hohen Grade von Weisheit gelangt war und den alten Ritter fähig machte, im Rathe

seines Fürsten sowohl, als auf dem Schlachtfelde gegen dessen Feinde die erste Stelle einzunehmen. Herzog Ludwig wußte auch die Verdienste dieses alten treuen Freundes seines Vaters in vollem Maße zu würdigen, und keine für das Land wichtige Angelegenheit wurde entschieden, ohne daß Konrad von der Eiche dazu beigestimmt hätte, kein Schwert zu irgend einer kriegerischen Unternehmung gezogen, wenn nicht Konrad das seinige zu ziehen für gut befunden hatte.

Als im Jahre 1214 Pfalzgraf Heinrich, aus dem Geschlechte der Welfen und Bruder des entthronten Kaisers Otto IV., aus der Pfalzgrafschaft am Rhein vertrieben worden war, verlieh Kaiser Friedrich II., des Rothbarts Enkel, dieselbe dem Herzoge Ludwig von Bayern.

Zu diesen Pfalzlanden gehörten beim Rheinstrom ein großer Theil der fruchtbaren Gefilde des Craichgaues, wo, zu Füßen des Geisberges, am Neckar die Stadt Heidelberg lag, mit zwei Vesten auf der Höhe, der Pfalzgrafen Sitz, ein Landstrich der Grafschaft Zweibrücken, dazu die Herrschaft Bacherach am Rheine mit der Burg Stahleck und vielen getreid- und weinbauenden Dörfern.

Vor Alters, als die Pfalzgrafen noch in des Kaisers Burg zu Aachen Hof hielten, hatten dieselben mit großer Gewalt Recht und Gewicht über weitläufiges Königsgut am linken Rheinufer, an der Maas und Mosel bis über Lothringen gehabt. Allein durch die Willkühr der Kaiser waren seitdem

große Gebiete an Kirchen und benachbarte Fürsten vergabt, daß das Reichsgut sehr zusammen schwand. Doch immer noch stand kein Pfalzgraf in andern Ländern so hochangesehen und gewaltig, als der Pfalzgraf bei Rhein, denn er herrschte da eigenherrlich, von keinen Landständen beschränkt, er vertrat den König, wenn der Thron des Reichs erledigt war, verwahrte desselben Kleinodien für den künftigen Herrscher, den er selbst erwählen half, hatte Wildfangsrecht, oder Befugniß, sich herrenlose Leute anzueignen, und anderer hohen Freiheiten viele.

Als nun Herzog Ludwig auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1215 mit dieser hohen Würde belehnt worden war, reisete er mit großem und prächtigen Gefolge von Rittern nach Heidelberg, um das Land in Besitz zu nehmen und sich von demselben huldigen zu lassen. Dort aber hing vieles Volk dem verstoßenen Pfalzgrafen Heinrich an; dieser hatte ein Heer gesammelt und stellte sich mit demselben dem Herzoge Ludwig entgegen. Derselbe wagte den Kampf mit seiner kleinen Schaar der Bayern, aber er wurde geschlagen und gefangen genommen.

Ritter Konrad von der Eiche, der in der nächsten Umgebung Ludwig's war, hatte kaum die Gefahr wahrgenommen, in welcher sich dieser befand, als er mit seinem eigenen Leibe den des Herzogs deckte und mit jugendlicher Kraft die Feinde seines Schwertes Gewicht und Schärfe fühlen ließ. Doch vergeblich war seine Anstrengung, denn hatte er

zehn der Angreifenden niedergehauen, so traten zwanzig an deren Stelle, und aus vielen Wunden blutend, fiel er endlich unter dem Todesstreiche eines pfälzischen Ritters, der dem Greise, welcher seinen Helm verloren hatte, den Schädel spaltete.

Dieß war der treue Tod des treuen Ritters, dessen Leben bis zu seinem letzten Augenblicke dem Dienste des Hauses der Wittelsbacher gewidmet war.

Nachdem Herzog Ludwig sich aus seiner Gefangenschaft losgekauft hatte, und nach Bayern zurückgekehrt war, unterließ er nicht, die Gebeine des treuen Ritters, welche auf dem Kirchhofe eines kleinen, unweit des Kampfplatzes gelegenen Dörfchens beigesetzt worden waren, in sein Vaterland bringen und ihnen da eine der Verdienste des Ritters würdige Grabstätte bereiten zu lassen. Der Stein, welcher die irdische Hülle Konrad's deckte, erhielt die einfache aber bezeichnende Inschrift:

Hier ruht der treue Ritter
Konrad von der Eiche.

* * *

Heinrich, der frühere Pfalzgraf, söhnte sich bald darauf mit Kaiser Friedrich II. aus und gab seine Erbtochter Agnes Herzogs Ludwig Erbprinzen Otto zur Gemahlin; zu Straubing wurde die feierliche Hochzeit gehalten, und nach des Schwiegervaters Tode folgte Otto ungehindert im Besitze der Rheinpfalz, welche bis auf die neuesten Zeiten ein unzertrennlicher Theil des Stammlandes geblieben und erst

unter den Wittelsbachern zu hohem Ansehen und größerer Ausdehnung gekommen ist.

Herzog Ludwig begleitete den Kaiser im Jahre 1220 zur Krönung nach Rom, und ergriff von da die nahe Gelegenheit zur Ausführung des längst gelobten Kreuzzuges. Die Unternehmung fiel jedoch unglücklich aus, das Kreuzheer drang unvorsichtig in das Innere Aegyptens vor und mußte sich ergeben.

Herzog Ludwig entkam glücklich und kehrte nach Deutschland zurück und erscheint da einige Zeit lang als Reichsvicarius, da die politischen Verhältnisse dem Kaiser selten erlaubten, Deutschland zu besuchen.

Wir finden nun Herzog Ludwig friedlich handelnd in seinem Lande, indem er Freiheit und Gesittung seines Volkes für nachfolgende Jahrtausende zu begründen suchte. Er wählte die angesehensten Märkte aus und umgab sie nach städtischer Weise mit festen Mauern und Thoren. Kelheim, Landshut, Straubing, Landau, Braunau, bereits angefangen, wurden vollendet. München war schon längst durch Zoll- und Münzstatt an der Isar blühend geworden. Um die kleine Pfarrkirche standen Wohnungen der Münzer, Zöllner und herzoglichen Beamten. Die Brücke über den Fluß und die Marktfreiheit lockte viele gewerbslustige Ansiedler, während jenseits das nebenbuhlerische Vöring des freisingischen Stifts verarmte.

Inzwischen wohnten anfangs in diesen neuen Städten meistens nur des Herzogs leibeigene Leute.

Bald aber stiegen Bevölkerung und Wohlstand durch Sicherheit des Verkehrs und des Gewerbes. Freie Handelsleute aller Art setzten sich da, so wie Söhne von edlen Geschlechtern, die keine eigenen Ritterburgen besaßen. Letztere zogen auch in andere neu entstandene Städte, in welchen sie die vornehmeren Geschlechter und Häupter der Gemeinden bildeten. Außer einträglichem Erwerb innerhalb der Ringmauern wirkten sie gegen räuberischen Landadel mit Lanze und Schwert für die Ruhe der Heimath. Doch stolz sahen dagegen die Herren und Ritter aus ihren Felsenschlössern auf diesen Stadtadel nieder, welcher Geschäfte trieb, die sonst nur Sache niedriger Freier oder selbst der Leibeigenen gewesen, und machten bald allein Anspruch auf Ritterschlag und Lehen und scheuten Verbindungen mit solchen Bürgerlichen.

Wie nachmals die Herzoge von Bayern das schnelle Gedeihen ihrer Städte gewahr wurden, ertheilten sie denselben allmälig Vorzüge, wie schon andere Städte in Deutschland genossen, oder befreiten jeden Einwohner von der Schmach der Leibeigenschaft. Dadurch erweiterte sich zugleich das ursprüngliche Marktrecht der Orte zum größern Burgrecht mit Einkünften von Zoll- und Weggeldern, von Mühlen und Märkten. Es ward ihnen niedere Gerichtsbarkeit, wie Klöster hatten, zugestanden. Die Gemeinde ernannte in ihrer Mitte einen Ausschuß von geschwornen Männern, und an deren Spitze einen Richter. In wichtigen Angelegenheiten beriethen diese

Vorsteher mit gesammter Bürgerschaft. Gebrach der Obrigkeit die nöthige Kenntniß, ward ein Geistlicher, weil des Schreibens und Lesens kundig, erbeten, empfangene Briefe vorzulesen oder aus lateinischer Sprache zu übersetzen und nach Gebühr zu beantworten.

Noch lange Zeit verblieben jedoch Ackerbau und Viehzucht des Bürgers Hauptgeschäft; seine Wohnungen übertrafen an Bequemlichkeit oder Schönheit kaum die eines Dorfbewohners. Selbst München, obschon Waarenniederlagen, Münzen, Zölle und Handelsdurchgang lebhafteren Verkehr schufen, glich lange nur einem armseligen weitläufigen Flecken. Es lagen die Gassen, auf welchen man Flachs dörrte, ungepflastert; die größte Zahl der Häuser, neben Scheuern voller Stroh und Heu, aus Holz gebaut, war ungestaltet und mit Scheiten oder Schindeln gedeckt. Die Werkstätten der Schmiede und anderer Feuerarbeiter, ohne Mauerwerk und Ziegel, brachten oft alles in Gefahr. Auch geschah in diesen Zeiten durch Feuersbrünste häufiges Unglück in den Städten. Nur Kirchen, Rathhäuser und was sonst gemeinem Wesen zum Ruhm frommte, bauten die Altvorderen mit größerer Pracht auf, zu vielhundertjähriger Dauer. Denn nicht was der Einzelne hatte, sondern was der unvergänglichen Gemeinde angehörte, lag den Bewohnern an. Deßwegen erhöhten auch nach der Sitte der Zeit die neuen Städte gar bald ihr öffentliches Wappen über den Stadtpforten, damit ihre Genossenschaft daran überall erkannt werden möge.

Diese Umgestaltung und Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse Bayerns, so wie des ganzen Zustandes des Landes verdankte dieses seinem Herzoge Ludwig I. Unglücklicherweise ward der edle Fürst in seiner friedlichen Sorge um das Wohl seiner Unterthanen auf eine schreckliche Art unterbrochen.

Es war an einem Herbstabende des Jahres 1231, als Ludwig mit seinem Hofgesinde von der Burg Kelheim herab kam und an der nahen Donau lustwandelte. Da näherte sich ihm ein unbekannter Mann mit einem Briefe. Wie der Herzog das Schreiben arglos öffnete, stieß ihm der Fremde das scharfe Eisen eines Dolches durch den Hals, daß der Fürst todt zur Erde sank. Da stürzten alle, die um ihn waren, auf den Verbrecher und tödteten ihn mit zahllosen Wunden.

Ueber den Mörder und die Ursache seiner Frevelthat sind mehrere Muthmaßungen laut geworden, zur Gewißheit hat sich keine erhoben.

Bayern trauerte tief, denn es hatte Den verloren, den es mit allem Rechte den Vater des Vaterlandes nannte.

Blaha, Dr. H., **Lebensbilder aus unserer Zeit.** 8. 257 S. geh. 1 fl. 12 kr. oder 22 1/2 Ngr.

Braun, Isab. (Verfasserin der „Bilder aus der Natur"; „Bilder aus der deutschen Geschichte" ꝛc.), **Helden des Christenthums.** 12. eleg. br. 54 kr. oder 18 Ngr.

Brug, Franz Maria, **Nur im Glauben ist Heil!** oder: **Der Royalist und der Republikaner.** Eine moralische Erzählung für die reifere Jugend. Mit einem Stahlstich. 12. 188 S. geh. 54 kr. oder 17 1/2 Ngr.

——, **Robert, der Waisenknabe,** oder: **Das Andenken an die Mutter.** Eine moralische Erzählung, nach dem Französischen bearbeitet. Mit einem Stahlstiche. 12. 184 S. geh. 54 kr. oder 17 1/2 Ngr.

——, **Jungfrau, Gattin und Mutter,** oder: **Die weiblichen Pflichten.** Eine moralische Erzählung nach dem Französischen. Mit Stahlstich. Zweite Auflage. 12. 243 S. geh. 54 kr. oder 17 1/2 Ngr.

——, **Der Galeerensträfling,** oder: **Die göttliche Gerechtigkeit.** Eine Erzählung für die Jugend, so wie für Christen jedes Standes und Alters. Nach dem Französischen bearbeitet. Bevorwortet von Christoph von Schmid. Mit Stahlstich. 12. 194 S. geh. 54 kr. oder 17 1/2 Ngr.

Büschl, A., königl. Inspektor des Schullehrerseminars zu Lauingen ꝛc., **Geistliche Rose.** Ein katholisches Gebet- und Andachtsbuch. Mit Erlaubniß der Obern. Vierte Auflage. Mit Stahlstich. gr. 12. 27 kr. oder 9 Ngr.

—— Dasselbe, feine Ausgabe mit drei Stahlstichen. 45 kr. oder 14 Ngr.

Deutinger, Dr. Martin, **Bilder des Geistes in Kunst und Natur.** Zwei Bändchen. Zweite Auflage. 12. 545 S. geh. 2 fl. oder 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Erzählungen aus der bayerischen Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Pfalz. Mit einer Vorrede von Dr. C. Egger, Domdecan und bischöflichem Offizial in Augsburg. Zum Gebrauche

in **katholischen Volksschulen.** Zweite Auflage. 12. 192 S. geh. 24 kr. oder 8 Ngr.

Gottesurtheil, das, oder: **Hugo und Adelgunde.** Ein Zeitbild aus dem Mittelalter. Der reifern Jugend gewidmet von dem Verfasser „die Kinder der Wittwe." Mit Stahlstich. 12. 170 S. geh. 48 kr. oder 15 Ngr.

Höß, F. A., **Kurzer und leichtfaßlicher Unterricht von der Landwirthschaft** in katechetischer Form, bearbeitet zunächst für die Schuljugend auf dem Lande und auch für Erwachsene. Mit acht lithogr. Tafeln. 12. 206 S. geh. 24 kr. oder 8 Ngr.

Kreuz, das, und die Sturmfluth, oder: **Die Friesen auf den Halligen.** Eine zeitgemäße Erzählung und charakteristische Schilderung der Westküste des Herzogthums Schleswig, von dem Verfasser: „Die Kinder der Wittwe" der reifern Jugend gewidmet. Mit Stahlstich. 12. 183 S. geh. 54 kr. oder 17½ Ngr.

Lebensgeschichte des heiligen Johannes Franziskus Regis aus der Gesellschaft Jesu. Ins Deutsche übersetzt von Dom. Schelkle, ehemal. Professor am katholischen Schulhause zu Augsburg. Mit einer Vorrede von Dr. C. Egger, Domdecan an der Augsburger Kathedrale, Ritter 2c. Zweite Auflage. Mit Stahlstich. gr. 8. 256 S. geh. 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

Loé, Thadd., **Religiöse Harmonien** nebst metrischer Uebertragung einiger Psalmen Davids. 8. 114 S. eleg. cart. 54 kr. oder 17½ Ngr.

Mettenleiter, Dom., **Frühlingssprossen,** oder: Moralische Erzählungen mit religiösen und zeitgemäßen Erwägungen. 12. 144 S. br. 30 kr. oder 10 Ngr.

Nack, C. A., **Neige, o Herr, dein Ohr und erhöre mich!** Vollständiges katholisches Gebet- und Erbauungsbuch zum Gebrauche für Kirche und Haus. Sechste Auflage, sorgfältig überarbeitet und vielfach ergänzt. Mit drei Stahlstichen und christlichem Album. 16. 496 S. br. 45 kr. oder 15 Ngr.